bonjour tristesse

#23 (Sommer 2018) Antworten aus der Provinz: Texte für Halle und Umgebung

bonjourtristesse.wordpress.com

Editorial

Nachdem Donald Trump am 6. Dezember des vergangenen Jahres angekündigt hatte, die amerikanische Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen, folgte innerhalb kürzester Zeit vor allem in Europa die obligatorische Welle antisemitischer Zusammenrottungen. In Göteborg wurde eine Synagoge mit Molotowcocktails angegriffen, und in Berlin verbrannte der Mob selbstgemalte Israelfahnen. Da alle Dinge eine Weile brauchen, bis sie in Halle ankommen, dauerte es bis zum 16. Dezember, dass sich auch hier eine Schar von etwa 40 Hobbypalästinensern am Steintor zusammenfand. Da es sich bei den Demonstrationsteilnehmern mehrheitlich um Migranten aus Syrien handelte, wütete die Menge überwiegend auf Arabisch gegen den Judenstaat. Die wenigen deutschsprachigen Demobeiträge bewegten sich zwischen abstrusen Horrormärchen (»Israelische Polizeihunde fressen unsere Kinder!«) und wenig versteckten Mordphantasien (»Das kleinste Kind von uns will euch töten!«). Angestachelt wurden die Kundgebungsteilnehmer nicht nur vom Gedanken daran, dass Jerusalems Altstadt auf absehbare Zeit nicht wieder so judenrein werden wird wie vor dem Sechs-Tage-Krieg. Als erreichbares Feindbild vor Ort dienten auch etwa 20 Gegendemonstranten, die aufgrund der mitgebrachten Israelfahnen als Reinkarnation des Bösen betrachtet wurden.

Die Funktion des deutschsprachigen Stimmungsmachers übernahm im Wesentlichen die aus der Nähe von Damaskus stammende Razan Afifi, die gemeinsam mit ihren Schwestern Jehan und Safa maßgeblich für die Organisation der Demonstration verantwortlich war. Jehan Afifi hatte auch die Facebook-Veranstaltung zur Kundgebung erstellt. Die drei hatten ihre Kinder mitgebracht und missbrauchten ihre Schützlinge im Kleinkindalter mehrfach dazu, judenfeindliche Parolen ins Mikrophon zu kreischen. Darüber hinaus brachte Razan Afifi ihre vermeintliche Herkunft als moralisches Grundkapital ins Spiel, indem sie sich als palästinensischer Flüchtling ausgab. Das heißt natürlich nicht, dass sie jemals in Palästina gelebt hat. Das trifft noch nicht einmal auf ihre Eltern zu. Da aber ihre Großmutter aus der Gegend kommt, jammerte Afifi, sie wolle ebenso nach Palästina »zurückkehren« wie ihr Sohn, der nicht im Nahen Osten sondern im Osten von Deutschland geboren wurde. Um der Welt zu zeigen, wie ernst ihr die Sache ist, will Afifi den Schlüssel zum großmütterlichen Haus, das sicher schon längst nicht mehr steht, nicht dem Schrotthändler übergeben, sondern ihren Kindern vererben. Die Tobsucht dieser Frau kann nicht mit einem Verweis auf das Schicksal vieler Migranten verklärt werden, die dazu verdammt sind, am Rande der Gesellschaft vor sich hin zu vegetieren. Stattdessen bewegt sie sich in deren zeitgemäßer Mitte. Afifi ist vor zehn Jahren der Liebe wegen nach Halle gezogen, um hier mit ihrem Mann zu leben, den sie in Kairo kennenlernte und mit dem sie inzwischen drei Kinder hat. Sie selbst versucht sich als Künstlerin, während ihr Partner im akademischen Betrieb beschäftigt ist. Zusammen mit den beiden Schwestern ist das Paar tief in der hallischen Zivilgesellschaft im Bereich der Flüchtlingshilfe verankert. Es ist unter anderem auf den Bekanntheitsgrad der Familie bei den hallischen Gegen-Rechts-Aktivisten zurückzuführen, dass sich zunächst kaum jemand für die krassen antisemitischen Ausfälle zu interessieren schien – hinter vorgehaltener Hand sicherte man den Afifis eher Unterstützung zu. Keiner ihrer Freunde wollte sie auch nur annähernd nach den gleichen Maßstäben beurteilen, die man angelegt hätte, wenn auf der Kundgebung etwa ein Götz Kubitschek vor das Mikrofon getreten wäre.

Vor diesem Hintergrund wandte sich die neugegründete Initiative gegen antisemitische Propaganda mit einem Offenen Brief an Matthias Brenner, den Intendanten des Neuen Theaters in Halle. An dessen Haus wurde Fassbinders »Angst essen Seele auf« als Integrationsstück inszeniert, für das man als originäre Vertreter des Migrantentums Razan und Safa Afifi mit ihren musikalischen Projekten auf die Bühne holte, um das hallische Kulturvolk mit folkloristischen Gesangs- und Tanzeinlagen zu erheitern. Brenner war von der Aufmerksamkeit gar nicht begeistert. Da hallische Antirassisten ihre exotischen Maskottchen ohnehin nicht für voll nehmen und niemand sich von deren Macken sein selbstgerechtes Engagement madig machen lassen will, sprangen deshalb in entmündigender Manier zunächst Brenner und der Ehemann von Afifi in die Bresche, um die Frau in Schutz zu nehmen. Brenner bekannte sich zwar offen als Freund des Engagements gegen Antisemitismus. Wenn es um Israel geht, scheint er sich im Wesentlichen jedoch mit den Afifis darin einig zu sein, dass dort nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Nur die Form der Kritik passt nicht so ganz zum verantwortungsvollen, deutschen Umgang …

Fortsetzung des Editorials auf Seite 2

KÖTHENER JUNGS

Andreas Reschke über die Fixierung der guten Deutschen auf Nazis und das Desinteresse am Islam.

Die Köthener Familie Ritter hat es im Laufe der Jahre zu einiger Prominenz geschafft. Seit nunmehr 23 Jahren besucht der Fernseh-Hochkaräter Stern TV die Familie und dokumentiert das Elend eines Milieus, das von der Gesellschaft seit Generationen abgehängt ist und es vor allem auch bleibt. Die drei Söhne der Familie waren schon im Grundschulalter delinquent und wuchsen in einer Atmosphäre der Gewalt, Verwahrlosung und des Alkohols auf. Dass die Jungs der Familie keine linksakademischen Plaudertaschen geworden sind, sondern drogen- und alkoholabhängige Schläger mit zum Teil langjährigen Haftstrafen, ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass Kommune und Staat diese Familie abgeschrieben haben. Weder das zuständige Jugendamt noch Sozialarbeiter oder das Sozialamt haben wirksam eingegriffen, um den Kreislauf aus materiellem und geistigem Elend zu unterbrechen. Einer der Jungs lebte zwischenzeitlich in einem Kinderheim, blühte dort auf und schien zumindest teilweise soziale und emotionale Beeinträchtigungen, bedingt durch sein Umfeld, kompensieren zu können. Nach vier Jahren Heimunterbringung kam er im Alter von dreizehn Jahren wieder nach Köthen zu seiner Familie zurück und setzte umgehend die Familientradition – bestehend aus exzessivem Alkoholkonsum und dissozialem Verhalten – fort.

Als im Oktober 2017 Stern TV erneut in Köthen aufschlug, hatte sich die Situation vor Ort kaum geändert. Die Familie und die Nachbarn im Obdachlosenheim warten schon seit Jahren auf eine Dusche, das Wohnhaus ist abbruchreif, und die Bewohner sind chancenlos, diesen Verhältnissen zu entfliehen. Die Versuche der Mutter, sich eine normale Wohnung anzumieten, scheiterten nicht zuletzt an der Stigmatisierung der Familie, für die wesentlich Stern TV verantwortlich ist. So bleiben die Mitglieder dieser Familie sich selbst überlassen und sind gezwungen, in ihrer Sperrmüllbude auszuharren. Auch wenn es Mitarbeiter des Jugendamtes überrascht, aber stumpfe Verhältnisse bringen stumpfe Menschen hervor. Keines der Familienmitglieder hat Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Keiner kann einen halbwegs verständlichen Satz formulieren. Und Affektkontrolle

Fortsetzung des Editorials:

mit dem Holocaust. Dementsprechend hatte Brenner kein grundsätzliches Problem mit der israelfeindlichen Demonstration, lediglich »das Verhalten einiger Demonstranten« war für ihn »nicht tolerierbar«.

Und so setzte Brenner alles daran, mit dem Handwerkszeug eines Schauspielintendanten (hinhaltendes Phrasengedresche, Larmoyanz und Einladungen zum Runden Tisch) Gras über die Sache wachsen zu lassen. Aufgrund der medialen Aufmerksamkeit führte jedoch kein Weg an der öffentlichen Reinwaschung der rasenden Afifi vorbei. Sie entschuldigte sich medienwirksam bei Max Privorozki, dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde in Halle. Vor der Presse wiederholte sie, was man ihr zuvor eingebläut hatte. »Ich bin keine Antisemitin«, erklärte sie und zog zu ihrer Verteidigung den Umstand heran, dass sie beim Anblick eines Davidsterns rot sähe: »Ich habe mich von meinen Emotionen leiten lassen und mein Denken war abgeschaltet.« Stellvertretend für die hallische Zivilgesellschaft akzeptierte Brenner die Dreistigkeit, um endlich wieder in Ruhe »gemeinsam für ein menschenwürdiges Zusammenleben eintreten« zu können – für eine Gesellschaft also, die auch in Zukunft nicht zuhören wird, wenn jemand wie Max Privorozki auf die wachsende Gefahr des islamischen Antisemitismus hinweist.

DIE THEMEN DIESER AUSGABE:

Paul-Holger Seiden nimmt den Konformismus des Hausprojektes »Hasi« auseinander.

Für den Feminismus. Ein Flugblatt der AG No Tears for Krauts Halle.

Interview mit Max Privorozki von der Jüdischen Gemeinde Halle über aktuelle Judenfeindschaft.

Knut Germars Nachruf auf den deutschen Nationalisten Hans-Christian Ströbele.

Denny Ragoczy schreibt über das Missverständnis des Antirassismus'.

Mark Liber über den Ursprung des Palästinensertuchs.

Exklusive Einblicke in den sibirischen Schamanismus gibt Knut Germar.

Harald-Jürgen Finke zeigt Luthers Beitrag zur Aufklärung auf.

The House Dictators. Ein Flugblatt der AG No Tears for Krauts Halle.

The same procedure … as every day. Wahnsinn, Kuriositäten und Erfreuliches aus der Provinz.

Fortsetzung »Köthener Jungs«:

ist ebenfalls kein zentrales Erziehungsziel in solch einem Umfeld. Dass die Söhne der Familie zum Teil Nazischläger geworden sind, dürfte eher Ausdruck ihrer Verrohung als ihrer Gesinnung sein. Es ist nicht davon auszugehen, dass sie ihre Nazidevotionalien wie ein Rudolf-Hess-Plakat (»Von die Rechtsradikalen«) deswegen so gerne vorzeigen, weil sie infolge umfangreicher Lektüre von NS-Schriften überzeugte NSDAP-Fans geworden sind. Grund genug aber für diverse Antifaseiten auf Facebook, die Familie mit Hohn und Spott zu überziehen. Während sich also wackere Mittelschichts-Antifaschisten an ihrem Unterschichtenporno ergötzten und die Unglücksritter aus Köthen ein breiteres Publikum erhielten, wurde ein anderer Köthener Junge mit recht wenig Aufmerksamkeit bedacht. Nicht nur, weil er nicht autochthon ist, wurde er von linken Antifaschisten weitgehend ignoriert; sondern vor allem, weil er im Namen des Islam und nicht im Namen von Rasse und Vaterland agierte.

Im August 2017 begann am Landgericht in Halle ein Prozess gegen einen jungen Syrer, der in der Nähe von Köthen auf einem Bauernhof der evangelischen Jugendhilfe lebte. Der laut Eigenauskunft 16-Jährige hatte zuvor im Internet Sympathie für den IS bekundet und angekündigt, dass er »etwas Größeres« vorhabe. Laut Mitteldeutschem Rundfunk (MDR) soll der Jugendliche »einem Chatpartner, der verdeckt als Mitarbeiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz arbeitet, […] erklärt haben, er sei nicht nach Deutschland eingereist, um hier zu leben, und auch nicht, um mit einem Messer ein oder zwei Menschen zu töten«. Der junge Syrer beschaffte sich im Internet bereits Anleitungen zum Bau von Bomben und erkundigte sich danach, wo er Sprengstoff auftreiben könnte. Da der Angeklagte minderjährig ist, fand der Prozessauftakt unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Das Desinteresse der wackeren Antifaschisten an solchen gar nicht so seltenen Fällen hat aber weit weniger mit diesem Umstand zu tun, als mit einer Scheu, islamischen Terror zu benennen und zu kritisieren. Viel zu groß ist die Angst, würde man diesen potenziellen Attentäter als Beispiel für die Barbarei des Islam heranziehen, als Islamfeind oder gar als Rechtspopulist dazustehen. Diese Furcht einerseits und das notorische Abarbeiten an der AfD oder der geltungssüchtigen Trottel-WG von Kontrakultur andererseits sind Merkmale eines Antifaschismus, dem es nur um die gute Gesinnung geht. Wenn man sich – ohne Müh' und Kost – ganztags von Rechtspopulisten abgrenzt, während diese ohnehin weitgehend gesellschaftlich isoliert sind, geht es in den allermeisten Fällen darum, sich gegenseitig permanent des antifaschistischen Konsenses zu versichern. Zum Pflichtprogramm des Antifaschisten gehört die bierernste Warnung vor der AfD, die so manchem linken Phantasten als die neue NSDAP erscheint, und zur Entspannung erlebt er beim Fernsehbericht über die Familie Ritter ein gruselig-schönes Schauern. Dass man aber auffällig schweigt, wenn ideologische Gewaltphantasien – so sie denn eben islamischer und nicht rechter Natur sind – real werden, ist bezeichnend. Antifa-Facebookseiten, zivilgesellschaftliche Opferberatungsstellen oder Recherche-Fuzzis interessieren sich zwar für jeden Thor-Steinar-tragenden Vorstadtproll, nicht aber für jene Szene, die oft viel zielsicherer, geplanter und hinterhältiger als die lokale Nazigang Morde plant und im schlimmsten Fall auch umsetzt.

Gegen die juristische Unterstützung von Opfern rechter Gewalt spricht nichts; im Gegenteil ist solche Hilfe oft notwendig, damit Betroffene die Täter anzeigen und vor Gericht bringen können. Dass aber Vereine wie die hallische Mobile Opferberatung und andere zivilgesellschaftliche Gruppen Betroffene von Hate Crimes unterstützen, wenn die Schläger nicht Mario oder Melanie heißen, ist nicht bekannt. Wenn Ibrahim oder Mohammed und deren Kumpels in Flüchtlingsunterkünften Mitbewohner drangsalieren, weil sie Christen oder Atheisten sind oder weil sie es wagen, tagsüber während des Ramadans ein Glas Wasser zu trinken, können sich die Opfer sicher sein, dass sie vom Staat und dessen Antifa vergessen werden. Es ist schon bemerkenswert, wie penibel die Staatsantifa das Internet nach Verfehlungen von Rechten durchforstet, während die alltäglichen Zumutungen durch den Islam ausgeblendet oder bagatellisiert werden. Antifagruppen und ihre ganzen zivilgesellschaftlichen Ableger befinden sich damit gänzlich auf Regierungslinie, nach der die AfD der große Volksfeind sei und der Islam vor einigen wenigen auf Abwegen geratenen Terroristen gerettet werden müsse – und es fällt den Guten noch nicht einmal auf. Wer also von, wie es in jenen Kreisen gerne heißt, »gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit« redet und dabei nur an abgehängte Köthener und die AfD denkt und nicht an jene, die keinen Hehl daraus machen, dass sie die Juden gerne tot sehen würden; wer also die Gefahren durch den politischen Islam kleinredet oder gar ignoriert, sollte gefälligst zum Antisemitismus das Maul halten.

Andreas Reschke

KONFORMISMUS UND PSEUDOREBELLION.

EIN ABGESANG AUF DIE HAFENSTRASSE 7.

Kurz nach dem Jubiläum seines zweijährigen Bestehens steht das soziokulturelle Zentrum »Hasi« vor dem Aus. Als im September 2017 die Gestattungsvereinbarung zur Nutzung des Hauses auszulaufen drohte und der das Projekt in der Hafenstraße 7 betreibende Capuze e.V. und die Hallesche Wohnungsgesellschaft (HWG), der das Objekt gehört, keine Einigung erzielten, setzten die Aktivisten auf den Rückhalt aus der städtischen Politik. Sie riefen ihre Unterstützer dazu auf, Transparente mit der Aufschrift »Hasi bleibt!« aus ihren Wohnungen zu hängen und druckten Sticker mit derselben Botschaft. Es dauerte nicht lange, da prangte in bester Wahlkampfmanier ein Aufkleber an jeder zweiten Laterne, und vor zahlreichen Häusern flatterten bemalte Bettlaken herum. Obendrein lud man alle Wohlgesonnenen zu einer öffentlichkeitswirksamen Vollversammlung in den hauseigenen Garten und bekam von der Tageszeitung (Taz) *eine Reklameveranstaltung mit dem Titel »Etwas stimmt mit ›Hasi‹ nicht« ausgerichtet. Die Mobilisierung des weltoffenen Halles schien erfolgversprechend: Oberbürgermeister Bernd Wiegand und drei der fünf Stadtratsfraktionen (Linke, Grüne, Mitbürger) sprachen sich öffentlich für den Erhalt des Projekts aus. Im Dezember 2017 entschied sich der Stadtrat jedoch gegen den Kauf des Objekts, de facto also gegen eine langfristige Legalisierung. Folglich lief Ende Januar 2018 die Duldung aus und so bangte die Hafenstraße 7 bei Redaktionsschluss um ihr Fortbestehen. Weshalb man sich weder über eine bestehende, noch über eine ehemalige »Hasi« Illusionen machen sollte, erläutert Paul-Holger Seiden.*

Die Hausbesetzer der 1970er bis 1990er Jahre hatten es noch vergleichsweise leicht, sich auf der Basis ihrer eigenen Taten ein Selbstbild als Revolutionär zuzulegen. Zwar hatte stets ein Teil der Bevölkerung offene oder zumindest heimliche Sympathien für sie, auch einige Politiker zeigten für manche ihrer Anliegen Verständnis. Dennoch kam es hin und wieder zu Räumungen und Straßenschlachten mit der Polizei. So konnten sich die Hausbesetzer als Gegner des Systems, der Staatsmacht und böser »Spekulanten« in Szene setzen. Wenn heute die Protagonisten über die damalige Zeit sprechen, tun sie das meist mit funkelnden Augen. Völlig nebensächlich erscheint ihnen, dass sie ein in allen Belangen angepasstes Leben führen und sich von »damals« nur den Ökokitsch, ihr Faible für kollektives Wohnen samt aufreibender Hausplena und die Liebe zu verfallenden Altbauten behalten haben. Die wilde Zeit möchten sie keinesfalls missen. Sie ist ein integraler Bestandteil der eigenen Identität.

Wer heute jung und links ist, hat es weitaus schwerer mit dem Abschluss einer ähnlich gut verzinsten Anlage ins eigene Gewissen: Fast alle Hausprojekte sind legalisiert. Wer zur Selbststilisierung noch die pathetische Floskel vom »Leben im besetzten Haus« bemüht, blamiert sich deshalb zuallererst. Den Gegnern linker Zentren stehen mindestens genauso viele Befürworter gegenüber, die die Bedeutung der Aktivisten für das kulturelle Leben der Stadt und ihr Engagement gegen den Rechtsextremismus loben. Und kommt es mal zu einer Besetzung, die nicht nur symbolischer Natur ist, ist der weitere Ablauf ebenfalls vorhersehbar: Entweder es erfolgt zügig eine Räumung, die so unspektakulär ist, dass sie kaum zur Tresengeschichte taugt. Oder man lebt in einer Stadt wie Halle, die händeringend versucht, sich ein kulturell interessantes und alternatives Image zu verschaffen. Dann suchen deren Vertreter sofort das nette Gespräch bei Kaffee und Kuchen, sprechen binnen weniger Tage eine informelle Duldung und kurz darauf eine formelle aus.

RADIKALE POLITIKBERATUNG

Genau das ist die Geschichte der Initiative »Wir brauchen Platz!«, die am 06. Januar 2016 eine ehemalige Gasanstalt in der Hafenstraße 7 besetzte. In den Tagen kurz danach – als die gesamte Front des Hauses mit Transparenten voll kämpferischer Parolen behängt war, Leute aus der Umgebung ihren Sperrmüll als freundliche Gabe vorbeibrachten und es weder Strom noch fließend Wasser gab – schnupperten manche noch den Hauch von Widerstand. Schon die Taufe des Objekts auf den infantilen und dümmlichen Namen »Hasi« zeigte jedoch an, wohin die Reise gehen sollte. Spätestens als nach nicht einmal drei Wochen eine Gestattungsvereinbarung mit der HWG unterzeichnet wurde, die den Aktivisten garantierte, das Gelände unter einigen Auflagen mindestens 20 Monate lang nutzen zu dürfen, war das rebellische Selbstbild kaum mehr aufrechtzuerhalten. Aufgeben konnte man es aber auch nicht.

Denn die Pflege der subversiven Fassade dient nicht nur dem eigenen Gewissen. Der »Hasi« geht es genau wie anderen linken Häusern auch: Da man sich schließlich durch die Einnahmen von Partys und Kleinstspenden finanziert, ist man auf einen möglichst großen Kreis von Unterstützern angewiesen. Die wiederum wollen sich natürlich auch irgendwie vormachen können, dem Schweinesystem Paroli zu bieten. Schon deshalb ist man gezwungen, große Ideale vor sich herzutragen: Es wird stets von Selbstbestimmung, Hierarchiefreiheit und Basisdemokratie geschwätzt. Dazu sei das Projekt ein antifaschistischer, antisexistischer, antirassistischer Leuchtturm – die Antis lassen sich bekanntlich beliebig erweitern – innerhalb der zum jeweiligen Gegenteil zurechtgelogenen Gesellschaft.

Besonders originell ist all das nicht. Einfallsreicher fiel hingegen die Begründung der eigenen Widerständigkeit im zur Besetzung Anfang 2016 verteilten Flugblatt aus.[1] Dort beschwerte man sich, dass »es vielen sozialen und kulturellen Projekten an Geld und Raum« fehle. »In einer Zeit, in der viele staatliche Aufgaben zum Großteil von selbstorganisierten Initiativen übernommen werden, kann es nicht möglich sein, dass die notwendige Infrastruktur nicht zur Verfügung gestellt wird.« Über den Plan der Aktivisten erfährt man: »Angedacht sind Projekträume zur freien und unkommerziellen Nutzung für verschiedenste Gruppen: Werkstätten, Unterrichtsräume, ein Lesecafé, Infrastruktur für Geflüchtete und Büro-, Arbeits- und Seminarräume für Initiativen, die keinen Platz haben. […] Der neu geschaffene Raum ermöglicht es, diese wichtige Arbeit ohne finanziellen Druck voranzubringen.« Man hat offenbar kein großes Problem damit, dass der Staat sukzessive soziale Aufgaben an die vielbeschworene Zivilgesellschaft abgibt. Dementsprechend fehlt auch jede Kritik an der deshalb wachsenden Konkurrenz zwischen den Initiativen um finanzielle Zuwendungen, die sie tendenziell zu staatsabhängigen, rivalisierenden Cliquen formt. Empörend ist für die Verfasser einzig und allein, dass der Staat diesen Prozess nicht optimal gestaltet, insofern er nicht genug Infrastruktur für die arbeitshungrigen Aktivbürger bietet. Deshalb wollen ihm die Besetzer jetzt mal zeigen, wie das richtig geht. Die Aktivisten geben Politikern Nachhilfe in effektiver Ausbeutung ideologietrunkener Wohltäter.

UNNÖTIG UND TROTZDEM DA

Darüber hinaus enthält die zitierte Erklärung auch die Lebenslüge des Projektes. Die zahlreichen Gruppen, wegen derer man angeblich ein Haus besetzen musste, um ihnen den zum Arbeiten notwendigen Raum zu schaffen – es gab sie nie. Mitnichten füllte sich die »Hasi«, wie angekündigt, nach und nach mit allerlei sozialen und kulturellen Vereinen. Das ist auch wenig überraschend: Die staatlich geförderten Zivilgesellschaftsvereine können aus ganz banalen Gründen nicht in der Hafenstraße 7 arbeiten. Sie benötigen schließlich Büro- und Seminarräume, in die man Klienten einladen kann, ohne sich völlig zu blamieren – und damit das genaue Gegenteil des abrissreifen Hauses. Linke Gruppen haben ihrerseits bereits genug Orte, an denen sie sich austoben können, insbesondere die anderen hallischen Hausprojekte. Und da selbst diese beim Betreten einen weniger starken Fluchtreflex auslösen als das neubesetzte Haus, gab es niemanden, der auch nur entfernt an einen Umzug dachte. Ganz ähnlich verhält es sich mit den kulturellen Initiativen. In Halle gibt es ausreichend Orte für Vorträge, Ausstellungen, Workshops, Partys usw., die allesamt zentraler gelegen, ansehnlicher und geräumiger sind als die ehemalige Gasanstalt. Von Anfang an war also klar: Niemand braucht Platz.

So offensichtlich die Lüge vom fehlenden Raum schon immer war, so sehr musste sie zwanghaft aufrechterhalten werden, um das Bestehen des Projektes zu rechtfertigen. Al-

so bemühten sich die Besetzer, irgendwie das Haus voll zu bekommen. Zahlreiche hallische Politgruppen, zivilgesellschaftliche Initiativen und Kleinkünstler wurden angebettelt, sich doch bitte in den neuen Räumlichkeiten zu engagieren. Auch gänzlich Unbedarfte sollten mittels des regelmäßig stattfindenden Nachbarschaftscafés und des wöchentlichen Familiennachmittags auf das Gelände gelockt werden. Bis heute ist die erste Antwort der Aktivisten auf die Frage, wie man sie unterstützen könne, immer dieselbe: Man soll in der Hafenstraße Zeit verbringen oder – noch besser – Veranstaltungen organisieren. Die verzweifelte Suche nach Leuten, die dem Projekt Leben einhauchen, beweist dessen Überflüssigkeit. Noch die fadenscheinigste Ausrede wurde bemüht, um den Schwindel nicht zugeben zu müssen: Beim Lokalfunk Radio Corax behauptete ein Vertreter der Initiative, es wären nur deshalb kaum Gruppen eingezogen, weil die auf 20 Monate befristete Gestattungsvereinbarung diesen nicht ausreichend Planungssicherheit geboten hätte. Klar! Das Wichtigste für Linke ist und bleibt die Planungssicherheit.

Doch alle Verschleierungsversuche halfen nichts: Mit der Zeit schwand bei vielen Außenstehenden der Glaube, der Schlappohrstall trage maßgeblich zur Förderung zivilgesellschaftlichen Engagements bei. Allzu große Schwierigkeiten bereitete das den Aktivisten aber nicht. Denn sie hatten der angeblichen Notwendigkeit des Projekts von Anbeginn eine weitere Stütze gebastelt. Im Stile zeitgenössischer Marketingexperten stellten sie der Hafenstraße eine Leerformel anheim, die ein wohliges Gefühl erzeugt und für ein ganzes Lebensmodell steht. Sie machten ein Wort zum Angelpunkt ihrer Werbestrategie, das schon ewig durch die subkulturellen Kreise geistert: Freiraum.

FEINDBILD STADT

Die große Stärke des Freiraumbegriffs liegt darin, dass niemand weiß, was er eigentlich bedeutet. Dass die ersten Assoziationen jedenfalls durchweg positiv ausfallen dürften, garantiert schon der Wortbestandteil »frei«. Zwar nichts über seinen Inhalt, dafür umso mehr über die Funktion des Wortes erfuhr man bei einer Demonstration im Juli 2017. Etwa 300 Leute zogen quer durch Halle und forderten den Erhalt ihrer sogenannten Freiräume. Im dazugehörigen Aufruf heißt es: »alles Mögliche wird in und um Freiräume herum organisiert«. Sie »prägen das Stadtbild«, »erscheinen vielen als selbstverständlich«, sind gar »für eine freie Gesellschaft fundamental« und ohnehin »ein Grundbedürfnis«.[2] Was auch immer diese Freiräume sind, sie scheinen immens wichtig zu sein – und bedroht sind sie obendrein.

Neben der Gentrifizierung sei es vor allem die Stadt Halle, die bei der Verdrängung der Freiräume kräftig mitmachen würde. Als Beweis dafür präsentiert der Aufruf den bevorstehenden Umzug der Fahrwerk-Skatehalle und die Schließung der Szenelokalität La Bim. Es interessiert die Verfasser kein bisschen, dass sich die hallischen Skater immens auf die brandneue Halle freuen, die sie von der Stadt als Ersatz für die alte bekommen. Auch dass das La Bim Ende 2017 schließen musste, weil es von der privaten Erbengemeinschaft, die den größten Teil des dazugehörigen Geländes besitzt, vor die Tür gesetzt wurde und sich Vertreter der Stadt seitdem bemühen, ein Ersatzobjekt zu finden, blieb unerwähnt.

Die sich hier abzeichnende Realitätsverweigerung erreichte ihren Gipfel dann auf der Demonstration selbst. In einem Redebeitrag hieß es, man selbst habe »kaum mehr als nichts«, der »Charme des Randständigen und Verwegenen« (also die Hässlichkeit des Hauses) entspringe »der Not, dass es heute höchstens noch möglich ist, an ein paar Abrissbuden heranzukommen.«[3] So einfach lassen sich Empfänger von BAföG oder elterlichen Spesen, die ihre Verachtung für Schönheit und Luxus frei gewählt haben, zu gesellschaftlich Abgehängten umlügen. Der Schwindel stützt gleichzeitig die Selbstimagination als Rebell und das Feindbild Saalestadt. Er hilft zu vergessen, dass in Halle noch das letzte kulturelle Projekt aus Gründen der Imagepflege unterstützt wird. Und so heißt es dann: »Die Städte sind für uns zu feindlichen Territorien geworden.«

Diese Feindbestimmung, mit der man an den Jahrzehnte alten Antagonismus zwischen besetzten Häusern und ihrer Umwelt anknüpfen will, enthält den eigentlichen Zweck der Rede vom Freiraum. Die Inhaltslosigkeit des Wortes ist gewollt, damit es beliebig gewendet werden kann. Es kommt nicht darauf an, etwas Bestimmtes mit ihm zu bezeichnen – das zeigt schon der Umstand, dass ein soziokulturelles Zentrum und ein Skatepark nichts gemein haben und dennoch beides Freiräume sein sollen. Worum es geht, ist, einen Kampfbegriff zu haben, mit dem man die diffuse Feindschaft zur kalten, durchkapitalisierten Welt ausdrücken kann, von der man nichts versteht und nichts verstehen will. Würden sich die Freunde der »Hasi« einmal die Mühe machen, der eigenen Empörung eine Analyse der Verhältnisse folgen zu lassen, müssten sie einsehen, dass ihre Gegnerschaft zu jenen nur eine eingebildete ist.

GLEICH UND GLEICH GESELLT SICH GERN

Das folgt schon daraus, dass eine Stadt nicht allein auf die verhassten, kapitalstarken Investoren (im Jargon der Aktivisten: »Immo-Haie«) angewiesen ist, sondern auch auf Leute, die in ihr leben möchten. Nun inszeniert sich Halle marketingtechnisch als »Medienstadt«, das heißt sie schielt weniger auf reiche Firmenchefs als auf junge Kreative, die bekanntlich nur mit ihrem Fimmel für Selbstverwirklichung und Subversion zu haben sind. Weil sich die Saalestadt nach den Interessen dieses den Mainstream verabscheuenden Mainstreams richten muss, der Lebensqualität in Subkultur und einer großen alternativen Szene sieht, braucht sie genau solche Projekte wie die Hafenstraße. Insofern war es alles andere als ein Verrat am Projekt, als bei einer öffentlichen Diskussion vorgeschlagen wurde, das Haus ins Stadtmarketing aufnehmen zu lassen.

Dass die selbsternannten Rebellen ungefragt genau das liefern, was die Stadtgemeinschaft haben möchte, zeigt sich immer wieder. Jede Woche stehen Yoga, Impro-Tanz und Theaterproben auf dem Programm. Beim Sommerfest »Zitterhasi« konnte man Siebdruck, Jonglage, Massieren und Origami lernen, darüber hinaus, wie man ein Didgeridoo oder eine Lochkamera baut. Den Freunden der Natur bot man eine Kräuterwanderung, Esoterikern den Kurs »Zaubertränke Aphrodisieren«, Kapitalismuskritikern ein Planspiel zum Geldsystem sowie Feministen einen Vortrag zur Frauenbewegung in Rojava und den Workshop »Sexualisierte Gewalt«. Kein einziger Punkt auf dem Programm kollidiert mit dem Mainstream des gegenwärtigen Deutschlands.

Ganz direkt griff man der Stadt Halle unter anderem beim Tag des offenen Denkmals 2017 unter die Arme: Interessierten wurden stolz die eigenen Ausarbeitungen zur Geschichte der Gasanstalt präsentiert, die sich auf dem Gelände befand. Ein noch eindrucksvolleres Beispiel bot die Beteiligung am hochoffiziellen Reformationsjubiläum. Die »Hasi« veranstaltete im Rahmen der sich an Jugendliche richtenden Reihe »Du bist frei« einen »Do It Yourself-Aktionsabend«, der zu Siebdruck, Urban Gardening und zum gemeinsamen Kochen einlud. Ebenfalls Teil der Reihe: ein Gospelkonzert und ein »Bibelmarathon«. Oft wird behauptet, diese Anbiederung an die Stadtgesellschaft sei strategischer Natur gewesen, um die eigene Verhandlungsposition zu verbessern. Eine solche Verteidigung ist jedoch in zweierlei Hinsicht grotesk. Einerseits wirft sie die Frage auf, was ein Projekt überhaupt wert ist, wenn der opportunistische Haufen, der sich in ihm trifft, für dessen Erhalt bereit ist, seine Ideale zu verraten. Andererseits ist die Behauptung, man hätte bewusst taktisch gehandelt, blanker Unsinn. Die Kooperationsveranstaltungen mit der Stadt unterscheiden sich kein bisschen von denjenigen, die die Aktivisten aus freien Stücken organisieren. Es musste überhaupt niemand seine Überzeugungen zur Disposition stellen, da man sich ohnehin einig ist mit dem angeblichen Feind.

Eine Verankerung in der Realität hat die obsessiv vor sich hergetragene Gegnerschaft zu Gesamtgesellschaft und städtischen Entscheidungsträgern also ganz und gar nicht. Damit sich die Aktivisten und ihr Dunstkreis als widerständige Gemeinschaft imaginieren können, müssen sie alle Register ziehen, um die Lüge aufrechtzuerhalten. Die Verlautbarungen über die Verhandlungen mit der HWG waren vor allem eines: Propaganda. Das drohende Auslaufen der Gestattungsvereinbarung vor der Verlängerung wurde als »Illegalisierung« des Projektes bezeichnet – ganz so, als wäre es eine böse Finte der HWG, vorerst nur den bestehenden Vertrag einzuhalten. Dass die illegale Besetzung erst durch diesen legal wurde und man selbst der Befristung zugestimmt hatte, wurde geflissentlich unter den

Tisch fallen gelassen. Dagegen wurde immer wieder der Vergleich mit einem Hausprojekt der neurechten Identitären Bewegung (IB) bemüht.[4] Wie könne die Stadt dieses tolerieren und gleichzeitig die »Hasi« rauswerfen, so die Anklage. Die Antwort ist erschütternd banal: Die IB'ler hatten ihr Haus gekauft. Davon, dass das ein Unterschied ums Ganze ist, will man in der Hafenstraße nichts wissen.[5]

Der Vorschlag, das Objekt von der HWG zu kaufen – also sowohl langfristige Sicherheit als auch Unabhängigkeit zu erreichen – wurde lange Zeit spöttisch belächelt. Erst als das Projekt im Januar 2018 erneut kurz vor dem Aus stand, fasste man widerwillig auch diese Option ins Auge. Dass die Aktivisten keine allzu großen Verpflichtungen eingehen wollen, ist nur allzu verständlich, wenn man bedenkt, dass die meisten von ihnen wohl selbst damit rechnen, die Hafenstraße in absehbarer Zukunft wieder hinter sich zu lassen. Sobald sich neue persönliche Chancen bieten oder einfach die Lust vergeht, will man jederzeit aussteigen können.

HÄSCHEN IN DER GRUBE

Zwar stimmt es, wenn die Aktivisten schreiben, dass sie »enorm viel Zeit und Energie […] investiert, das Gelände entmüllt, das Haus nutzbar gemacht, einen Garten angelegt und Werkstätten eingerichtet« haben.[6] Gleichzeitig zeugt jedoch der nach zwei Jahren noch immer schäbige Zustand des Hauses davon, dass es nie darum ging, es sich schön zu machen. Stattdessen lag der Zweck der Arbeit immer in ihr selbst. Die Plackerei im Freiraum gleicht der des Heimwerkers, der Freude daran findet, Dinge, die er problemlos kaufen könnte, selbst zu bauen. In der Hafenstraße will man vor sich hin werkeln können, ohne dass einem jemand dabei über die Schulter schaut, das Ergebnis beurteilt und nach dessen Nutzen fragt. Mit einem naiven Blick und etwas Wohlwollen ließe sich hierin sogar ein am sogenannten Freiraum zu rettender Aspekt erkennen: Nischen, in denen nicht jedes Tun dem Nutzenprinzip unterworfen ist. Nur bräuchte es dafür überhaupt kein soziokulturelles Zentrum. Solche Bereiche gesteht die bürgerliche Gesellschaft jedem zu; man nennt sie das Private. Gewiss ist die Privatsphäre kein Gottesgeschenk, sondern erfüllt gesellschaftlich die Funktion, die Reproduktion der Arbeitskraft sicherzustellen – nur wer sich zuhause ordentlich ausleben kann, ist motiviert, seinen oft eintönigen Job auszuüben. Dennoch braucht man kein Hausprojekt, um seine Freizeit nach eigenem Belieben zu gestalten und seinen Interessen nachzugehen. Ein privater Rückzugsraum war auch nie das Ziel der Alternativen. Sonst hätten sie sich einfach einen Kleingarten pachten können, in dem man sich ebenfalls zur Genüge austoben und gelegentlich Partys feiern kann. Untauglich ist die bezahlte Datsche deshalb, weil sie kaum Anlass gibt, sich als Rebell zu fühlen. Während jeder Kleingärtner weiß, dass seine Arbeit reines Hobby ist, werden Gärtnern, Innenausbau und gemeinsames Kochen in der Hafenstraße zum Fluchtpunkt des linken Daseins. Selbermachen gilt als Gegenentwurf zur kapitalistischen Gesellschaft. Gleich am Eingang zum Gelände werden Besucher mittels eines großen Schildes unterrichtet: »Hasi bleibt frei von Kommerz«. Hierin deutet sich schon an, dass hinter dem Wunschbild der Selbstbestimmung bei vielen Aktivisten oftmals nichts anderes steht als zivilisationsmüdes Aussteigertum. Davon zeugt nicht nur das von den Bewohnern der Hafenstraße betriebene und als politischer Akt verklärte Containern von Lebensmitteln. Einige Aktivisten berieten ernsthaft darüber, ob sie nicht in einem Baumhaus oder einer Erdhöhle auf dem Gelände wohnen könnten.

KONFLIKTVERMEIDUNG UND DENKVERBOT

Dort wäre es zwar kalt, doch gegen die wohlige Nestwärme des Kollektivs kommt ohnehin keine Heizung an. Außenstehenden schwärmt man stets davon vor, wie sehr sich im Freiraum alle lieb hätten. Verschwiegen wird dabei, dass die angeblich konfliktfreie Gemeinschaft nur mit Gewalt konstituiert und aufrechterhalten werden kann. Politische Differenzen werden meist einfach mit dem Hinweis, dass alle ja irgendwie dasselbe wollen, begraben. Wenn doch einmal jemand auf die Idee kommt, dem Kollektiv zu widersprechen, stehen sofort alle anderen gegen ihn zusammen. Die Handlungsmöglichkeiten für den Einzelnen bestehen dann darin, entweder wieder einzuscheren oder ausgestoßen zu werden. Weil die drohende Stigmatisierung zum einhelligen Hassobjekt wie ein Damoklesschwert über jedem schwebt, traut sich niemand mehr, überhaupt zu widersprechen. Es entsteht eine Kultur des Abnickens, durch die sich das Kollektiv effektiv gegen die Möglichkeit inneren Dissenses abschottet. Hierdurch wird die Möglichkeit von Erkenntnisfortschritt, ja das Denken selbst verhindert, sodass die eigene »Kritik« das Niveau aufgeschnappter Parolen nicht überschreiten kann. Doch ab und an bröckelt die traute Einigkeit. Nämlich dann, wenn persönliche Differenzen auftreten, die sich nicht bei einem gemeinsamen Bier tilgen lassen. Nicht selten liegen den persönlichen Konflikten auch politische Ursachen zugrunde, die man jedoch auf die persönliche Ebene ziehen muss, weil sie anders nicht ausgetragen werden können. In solchen Fällen streitet man sich umso heftiger, denn jetzt kann endlich die ganze aufgestaute Wut rausgelassen werden, die sich bei der pausenlosen Konfliktvermeidung anstaut. Nach kurzer Zeit rauft man sich jedoch – es geht ja um die gemeinsame Sache – meist wieder notdürftig zusammen und hält insbesondere nach außen den Schein des innigen Miteinanders aufrecht.

AVANTGARDE DER LINKEN

Diese merkwürdige Gemeinschaftsformation ist keine neue Entwicklung (vgl. hierzu *Bonjour Tristesse* #7). Seit jeher schwankt die Linke zwischen Gesellschaftskritik und Kommunenromantik. Schon die Hausbesetzer des 20. Jahrhunderts besetzten häufig aus politischen Gründen, waren aber nach dem Einzug größtenteils mit internen Streitigkeiten beschäftigt. Bis heute befördern linke Hausprojekte eher die Errichtung einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft als die Schaffung eines Raumes kritischer Diskussionen, da das dortige Zusammensein weniger auf vernünftigen Diskussionen und Streits basiert, als auf dem Zwang, miteinander auskommen zu müssen. In Zeiten, die nicht gerade die Versöhnung der Menschen erwarten lassen, rückt zudem das Bedürfnis, sich als Revolutionär zu fühlen, weiter in den Vordergrund gegenüber der ohnehin unerquicklichen Frage, was das eigene Tun gesellschaftlich bewirken soll.

Dennoch treibt die »Hasi« diese Tendenzen auf die Spitze. Während andere Hausprojekte entgegen der Realität in der Regel noch hartnäckig darauf bestehen, politische Akteure zu sein, geht die neue Riege der Hausbesetzer offensiver damit um, dass es ihr, allem widerständigen Gebaren zum Trotz, in erster Linie um Selbstverwirklichung und Aussteigertum geht. So erklärte ein Vertreter der Hafenstraße etwa bei einer Podiumsdiskussion, seinen »Freiraum« mache es in erster Linie aus, dass er »offen« und »freundlich« sei. Diese Abkopplung des Hausprojektes von politischen Ansprüchen ist großen Teilen der linken Szene in Halle ein Dorn im Auge. Wenn sie deshalb abschätzig über die Hafenstraße vom »Hippiehaus« reden, verdrängen sie jedoch bloß, dass sich die »Hasi« nicht grundsätzlich von den anderen Hausprojekten unterscheidet, sondern lediglich einen Schritt weiter ist.

Paul-Holger Seiden

Anmerkungen:

1 wirbrauchenplatz.tumblr.com/info
2 freiraumdemo.noblogs.org/
3 aergernis.blogsport.de/2017/07/16/fuer-ein-ende-der-schuechternheit/
4 Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, dass die IB'ler ihr Hausprojekt ebenfalls als »Freiraum für Kultur, Leben und politische Arbeit« begreifen.
5 Genauso wenig davon, dass der HWG durch das Projekt nicht unerhebliche Kosten entstehen. Schließlich muss die Wohnungsgesellschaft für die Sicherheit der Nutzer garantieren. Während der Verhandlungen wies die HWG folgerichtig darauf hin, dass bei einer Verlängerung des Vertrags hohe Sanierungskosten auf sie zukämen. Und einem der betriebswirtschaftlichen Logik verpflichtetem Unternehmen falle es eben schwer, diese Ausgaben für ein einziges Objekt zu rechtfertigen – insbesondere gegenüber den Mietern, die brav monatlich zahlen. Dies wollten die Wortführer der »Hasi« überhaupt nicht einsehen und behaupteten trotzig, die veranschlagten Kosten wären künstlich in die Höhe getrieben worden, was nur Ausdruck der feindseligen Haltung des städtischen Unternehmens sei. Als etwa die HWG Heizungen im Gebäude anbringen lassen wollte, hieß es, die Ausgabe sei unnötig; die momentan vorhandenen Holzöfen würden schließlich völlig ausreichen. Ironischerweise bettelten zwei Aktivisten in einem späteren Radiointerview die Unterstützer der »Hasi« an, doch bitte ihre alten Öfen zu spenden, da es im Winter zu kalt im Haus sei.
6 hafenstrasse7.noblogs.org/projekt/

FÜR DEN FEMINISMUS

Wir dokumentieren ein Flugblatt, dass im April von No Tears for Krauts Halle auf einer antifeministischen Demonstration mit dem Motto »Konsequent. Feministisch. Antifaschistisch. Kick them out – Nazizentren dichtmachen!« verteilt wurde.

Liebe Teilnehmer der heutigen Demonstration, mal Hand aufs Herz: Kommt es Euch nicht auch etwas lächerlich vor, auf eine feministische Demonstration zu gehen, die sich gegen die Identitären richtet? Oder gar verlogen? Anscheinend nicht, denn ansonsten wärt Ihr zuhause geblieben, anstatt Euch hier bei einem Protest gegen ein Dutzend Flachpfeifen, die ohnehin niemand zu mögen scheint, als ehrenwerte Verteidiger des Feminismus aufzuspielen.

MARSCH DER BEGRIFFLOSEN

Man kann den Leuten von der Identitären Bewegung (IB) einiges vorwerfen. Ihre Mitglieder sind gewaltaffin, sie haben ein Faible für faschistische Ästhetik (Seitenscheitel, Fackelmärsche) und sie träumen von ethnisch homogenen Gemeinschaften. Vor allem aber sind sie fremdenfeindliche Arschlöcher, die ein halbwegs geschicktes Händchen haben, Aufmerksamkeit zu erregen. Dass ihnen das in der letzten Zeit so gut gelang, dazu habt allerdings auch Ihr beigetragen. Denn anstatt die Identitären aus der Adam-Kuckhoff-Straße einfach als unangenehme Nervensägen zu behandeln, wart Ihr wackeren Antifaschisten Euch nicht zu blöde, sie zu einer Gefahr für alles Mögliche zu stilisieren. Und nun soll es das Frauenbild dieser Handlampen sein, das der befreiten Gesellschaft im Weg steht, von der im Aufruf die Rede ist?

Wie kommt Ihr überhaupt darauf, dass die IB sonderlich sexistisch sei? Deren weibliche Protagonisten treten sehr selbstbewusst und nun wahrlich nicht als die »Heimchen vom Herd« auf. Uns sind auch keine Verlautbarungen der Identitären bekannt, die diese als üble Sexisten überführen. Gewiss, wir sind nicht die Nazi-Experten wie Ihr. Aber so ganz haut Euer Vorwurf nicht hin. Die Identitären haben sicherlich ein traditionelles Frauenbild. Aber das ist weder dezidiert sexistisch, noch unterscheidet sich das wesentlich von anderen Milieus wie den Fans vom Halleschen Fußballclub, den Ammendorfer Sportkeglern oder dem Frauenyogakurs im Iris-Regenbogenzentrum.

Mit Begriffen scheint Ihr es ohnehin nicht so genau zu nehmen. Die ständig wiederholte Behauptung, dass die Identitären durchweg Nazis seien, ist zudem nicht ganz richtig. Weder beziehen sie sich positiv auf den Nationalsozialismus, noch teilen sie dessen ideologischen Kern, den zur Vernichtung drängenden Antisemitismus. Wir wollen Euch jetzt an dieser Stelle nicht mit Theorie behelligen – schließlich seid Ihr ja hier, um gegen fiese Nazischweine zu demonstrieren. Aber worin bitteschön äußern sich solche Vernichtungswünsche bei der IB? Das Verschwörungsdenken dieser Leute unterscheidet sie jedenfalls nicht von Attac und Co., deren Mitglieder Ihr natürlich niemals als Nazis bezeichnen würdet. Und bitte kommt jetzt nicht mit »Ethnopluralismus«. Der Begriff, den Ihr gerne anführt, um die IB'ler als besonders schlimme Rassisten auszuweisen, taugt nicht einmal dazu, die Neue Rechte mit ihrem Traum von einem Fest der Völker von der Neuen Linken mit ihrer Freude am Karneval der Kulturen abzugrenzen. Um nicht falsch verstanden zu werden: Wir mögen die Jungs und Mädchen mit ihrem penetranten Hang zur Selbstüberschätzung auch nicht. Uns liegt nichts daran, sie zu verteidigen. Es spricht nichts dagegen, sie in die Schranken zu weisen – erst recht, wenn sie anfangen Leute zu bedrohen.

Aber wir finden Eure Schaumschlägerei gegen diese paar Trottel hochnotpeinlich. Euch fällt gar nicht auf, wie sehr Ihr selbst zu den Handlangern einer Politik geworden seid, der es nur noch um das reine Gewissen geht. Anwohnerinitiativen, Stadtrat, Stura und Universitätsleitung geben Statements gegen die Identitären ab, die Euren Äußerungen gar nicht so unähnlich sind. Den Deppen von der IB scheint das große Heer Antifaschisten jedweder Couleur, in das Ihr Euch hier eingereiht habt, ganz recht zu kommen. Würde es sie nicht geben, Ihr müsstet sie erfinden. Heute geht Ihr mit Hunderten auf die Straßen. Wenn es aber nicht deutschstämmige Nazis sondern Migranten sind, die, wie am 16. Dezember vergangenen Jahres, eine Demonstration abhalten, die offener antisemitisch ist als jeder Aufmarsch der Brigade-Suffnazis aus der hallischen Silberhöhe, dann bleibt ihr zuhause.

SELBSTVERGEWISSERUNG STATT FEMINISMUS

Ist es möglich, dass es Euch auch beim Thema Feminismus gar nicht so sehr um die Identitären geht, sondern eher um Euch selbst? Habt Ihr schon mal darüber nachgedacht, dass Eure Beißreflexe gegenüber dem »Nazizentrum« in erster Linie einer Vermeidung dienen? Wenn Ihr Euren Lieblingsfeinden unbeirrbar Sexismus und Rassismus unterstellt, braucht Ihr Euch gar nicht erst die Frage zu stellen, ob sie an dem einen oder anderen Punkt nicht vielleicht doch Recht haben. Gewiss, sie sind Fremdenfeinde und interessieren sich für sexuelle Übergriffe nur dann, wenn sich Migranten als Täter finden. Aber stimmt es vielleicht nicht sogar, dass das Frauenbild autochthoner Männer bei weitem nicht das Schlimmste ist, was der Markt derzeit hergibt? Und ist es nicht möglicherweise wahr, dass Übergriffe gegen Frauen schneller bagatellisiert werden, wenn sie von Zugezogenen begangen werden? Ist es nicht auch in linken Läden so, dass es bei sexuellen Belästigungen durch einen Nicht-Deutschen aus Rücksicht auf seinen »kulturellen Background« weitaus länger dauert, bis er eine Backpfeife bekommt als bei einem deutschen Proll?

Ihr ahnt sicherlich, was jetzt kommt: Ein durchaus beträchtlicher Teil des vom Islam geprägten Milieus – sowohl frisch zugewandert als auch Teile der schon länger hier lebenden Moslems – ist der Ansicht, dass Frauen sich den Männern zu fügen haben. Die Verführungskraft weiblicher Sexualität und deren vermeintlicher Ausdruck – Haare, Arme, Körperlichkeit etc. pp. – wird von Anhängern des Propheten Mohammed als Bedrohung empfunden, die durch Verhüllung zu bannen sei. Harām gekleidete Frauen werden als »Schlampen« bzw. legitime Beute gesehen, was sich immer wieder in sexueller Gewalt entlädt. Wir wissen, Ihr werdet nicht gerne an die Kölner Silvesternacht erinnert. Und falls doch, antwortet Ihr reflexartig mit »Oktoberfest«. Euch ist keine Verrenkung zu blöd, um über das Frauenbild des Islams nicht sprechen zu müssen.

Und? Merkt Ihr etwas? Springt bei diesen Worten Euer Rechtspopulismusradar an? Es hat sich nämlich – insbesondere seit Pegida, AfD und IB ihren nur halbherzig verschleierten Fremdenhass als »Islamkritik« verkaufen – eingebürgert, dass jede Kritik am Islam und dessen Zumutungen abgewehrt wird, indem man jenen, die diese aussprechen, Rassismus vorwirft. Dabei müssten Feministen gerade hier besonders laut aufschreien. Im Aufruf wird stattdessen die Frauenverachtung »islamischer Fundamentalisten« erwähnt, die eine »ideologische Gemeinsamkeit« mit der IB

Anzeige

BAHAMAS Nr. 77 Frühjahr 2018

#Was guckst du!

Das Ende des Postnazismus? ● Politische Ökologie? ● „Nürnberg jetzt!“ ● Mobilmachung: kritisiert Israel ● Antinationale Frühlingsgefühle ● Waisenkinder des Imperialismus ● Zum neuen Opferkult des Weiblichen ● Asexuelle Belästigung ● Frauenbewegung und Genderfeminismus ● Schmerz kommt vom Leben ● Verheerungen und Erbe des roten Oktober ● Deutsche Russlandliebe ● Die Alten machen uns fertig ● u.a.m.

www.redaktion-bahamas.org

begründen würde. Ihr tut damit alles, um den strukturellen Sexismus im Islam in jeglicher Hinsicht zu relativieren. Denn was hat bitteschön das konservative Rollenbild, dem die Identitären möglicherweise nachtrauern, mit der Lebenswirklichkeit unzähliger Frauen zu tun, die das Haus nur verschleiert verlassen dürfen, sich daheim aber jederzeit für ihren Mann zur Verfügung stellen sollen? Mit jenen jungen Frauen, die permanent einen ihrer Brüder an der Seite kleben haben, damit bloß keine Schande über die Familie kommt? Die ihren Kampf um individuelle Freiheit und sexuelle Selbstbestimmung meist verlieren und im schlimmsten Fall umgebracht werden?

Es ist übler Zynismus, wenn im Aufruf von einer »gesamtgesellschaftlichen Frauenverachtung« gefaselt wird. Frauen haben in westlichen Gesellschaften nahezu die gleichen Chancen und Rechte wie Männer. Sie können ihren Wunschberufen nachgehen, in manchen Gegenden verdienen sie inzwischen aufgrund ihrer höheren Qualifikation sogar mehr als Männer, und in Halle sind Frauen unter den Studenten in der Überzahl. Und während sie im Islam dem Gutdünken und der Willkür der Männer ausgesetzt sind, werden hier Übergriffe auf ihre (sexuelle) Selbstbestimmung gesellschaftlich verurteilt und geächtet.

Doch ihr Paradefeministen differenziert und vergleicht solange, bis das Problem nicht mehr wiederzuerkennen ist. Gegen Euch ist jeder Feminismus zu verteidigen, der sich nicht scheut, den größten Agenten der Frauenunterdrückung in Deutschland zu benennen, ohne nebulös herumzueiern und von »religiösen Strukturen« zu schwadronieren.

Also, liebe Demonstranten, nehmt es uns nicht übel. Aber: Ihr seid Teil des Appeasements gegenüber dem Islam und verratet all jene Frauen und Homosexuelle, die täglich unter den Zumutungen des Islams zu leiden haben. Ihr betreibt nur dümmliche Selbstvergewisserung, wenn Ihr in Eurem Aufruf auch Konservative für ihr traditionalistisches Rollenbild anklagt, als wären sie inzwischen nicht diejenigen, die noch am beharrlichsten individuelle Freiheiten gegenüber dem Islam und seinen linken Freunden verteidigen. Eure Indifferenz gegenüber der Zerstörungswut des Islams ist für das gesellschaftliche Zusammenleben gefährlicher als die ohnehin einflusslosen Mitglieder einer rechten PR-Sekte. Mit Euch lässt sich kein Feminismus machen! – Kickt Euch!

Eure No Tears for Krauts
Halle (Saale), April 2018

»SIE HATTEN EINFACH ANGST.«

Im Herbst vergangenen Jahres erschien auf einem kleinen hallischen Nachrichtenportal ein kurzer Artikel, der sich unter der Überschrift »Steigender Antisemitismus in Halle« mit antisemitischen Vorfällen in der jüngeren Vergangenheit befasste. Konkret wurde unter anderem von einem Übergriff auf ein jüdisches Kind in der Nähe des Steintors in Halle berichtet, der nur wenige Tage zuvor stattfand. Das Kind wurde auf offener Straße attackiert, weil es eine Kippa trug. Die Familienmitglieder des Jungen konnten Schlimmeres verhindern. Wie bei vielen weiteren Vorfällen ging der Übergriff von Personen aus dem arabischen Raum aus. Trotz der Brisanz des Artikels blieben nennenswerte öffentliche Reaktionen aus. Die Redaktion der Bonjour Tristesse *sprach mit Max Privorozki, der der Jüdischen Gemeinde Halle und dem Landesverband Jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt vorsitzt.*

Im Oktober 2017 erschien ein Bericht, der den Wandel antisemitischer Übergriffe auf Juden in Halle thematisiert. Wie sehen diese Übergriffe aus und was unterscheidet sie von antisemitischen Übergriffen der Vergangenheit?
Die Frage betrifft den Begriff »antisemitische Übergriffe«. Man muss klar definieren, was ein »antisemitischer Übergriff« bedeutet. Wenn es sich um Gewalttaten handelt, dann bleiben wir mit Gottes Hilfe davon verschont. Wenn es sich um Beschimpfungen oder Beleidigungen handelt, dann wurden die bis jetzt immer oder fast immer anonym artikuliert – also in Briefen oder per Telefon. Das geschieht jetzt offen und ohne Versuche, sich zu verstecken.

Was für Beleidigungen fallen dann?
Ich kann nur das wiederholen, was ich persönlich gehört habe: »Kindermörder«

Würden sie von einer Zunahme antisemitischer Vorfälle sprechen?
Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass ich keine Zunahme verzeichnen kann – zumindest nicht quantitativ. Mir geht es nicht in erster Linie um die Zahlen der antisemitischen Vorfälle in Halle, sondern um die allgemeine Atmosphäre. Es mag sein, dass unsere Mitglieder überempfindlich sind, aber die ständige antiisraelische Hysterie und die zumindest für uns offensichtliche Tarnung der antisemitischen Ressentiments hinter der »berechtigten Kritik der israelischen Politik« machen die Stimmung wahrscheinlich schlechter, als sie es verdient.

Können sie das etwas ausführen?
Was ich damit meine? Hier sind ein paar Beispiele. Am 9. November 2017 habe ich festgestellt, dass wesentlich weniger Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Halle zur Gedenkveranstaltung am Jerusalemer Platz erschienen sind als üblich. Danach habe ich bei einigen, die bis jetzt stets zu Gedenkveranstaltungen gekommen sind, nach der Ursache gefragt. Ich bekam als Antwort: Sie hatten einfach Angst.

Wir gratulieren unseren älteren Mitgliedern zu Geburtstagen mit einer Postkarte. Zum ersten Mal habe ich vor kurzem erlebt, dass uns jemand bat, den Stempel mit der Rückanschrift der Gemeinde nicht zu verwenden. Zur Begründung hieß es, angeblich sind mit den Postboten auch Lehrlinge aus dem Flüchtlingskreis unterwegs. Ich erkenne hier dieselbe Angst, die meine Eltern in der Sowjetunion hatten. Briefe aus Israel oder den USA waren zu gefährlich. Ob diese Angst berechtigt ist? Ich kann es nicht beurteilen, muss es aber akzeptieren.

Hat diese Angst etwas mit aktuellen Ereignissen zu tun?
Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde verstehen nicht, weshalb man nach einem Terrorangriff in Spanien, England, Belgien oder Deutschland über Opfer des islamistischen Terrors spricht und nach einem ähnlichen Anschlag in Israel nicht. Sie verstehen nicht, weshalb Muslime in Halle, Berlin, Amsterdam, Malmö etc. gegen die Entscheidung des US-Präsidenten protestieren und dabei puren Antisemitismus ausüben.

Jede jüdische Familie hat Erfahrung mit Antisemitismus, egal ob in Deutschland oder in der ehemaligen Sowjetunion bzw. ihren Nachfolgestaaten. Wir sind es aus der Geschichte – von Generation zur Generation übertragen – gewohnt, dass die Pogrome und Ermordungen stets mit Verleumdungen beginnen; ob die vergifteten Brunnen, Matze mit dem Blut christlicher Kinder, die Dreyfus-Affäre in Frankreich, die Beilis-Affäre in Russland, oder auch die Ermordung von Ernst vom Rath.

Auch gegenwärtig erleben wir immer wieder neue Verleumdungen. Mahmud Abbas erzählt im Europarlament über den angeblichen Versuch irgendwelcher Rabbiner, die arabischen Wasserbrunnen zu vergiften und bekommt dafür Standing Ovations. Die UNESCO leugnet die Verbindung von Juden zu Jerusalem. Ein deutsches Gericht bestätigt »im Namen des Volkes«, dass eine Fluggesellschaft auf deutschem Boden Leistungen für einen Passagier verweigern darf, nur weil er jüdisch ist. Und ein TV-Korrespondent begründet eine Äußerung Karl Lagerfelds zur Aufnahme von muslimischen Flüchtlingen damit, dass die Eigentümer seines Modehauses jüdisch sind. Das alles hat Konsequenzen, die Zukunftseinstellung vieler unserer Mitglieder ist pessimistisch.

Würden sie sagen, dass die antisemitischen Vorfälle in Halle überwiegend mit Personen aus dem arabischen Raum in Verbindung stehen?
Ja.

Wie sieht das mit den klassischen, neonazistischen Übergriffen aus, sind die mittlerweile vollkommen verschwunden?
Die Friedhofsschändungen auf den jüdischen Friedhöfen des Landes mit Hakenkreuzen gibt es weiterhin – nicht jedoch in Halle. Ich würde aber weder sagen, dass klassischer Antisemitismus neonazistisch war und ist, noch dass neonazistischer Antisemitismus vollkommen verschwunden ist. Die Verschwörungstheoretiker sind meistens ultra-rechts und die Theorie der jüdischen Weltverschwörung blüht wie lange nicht mehr. Auch in Halle, zum Beispiel bei den Montagsdemos vor einigen Monaten.

In der Vergangenheit spielte der Antisemitismus von links eine größere Rolle. Sind in Halle auch Übergriffe von linker Seite her zu verzeichnen?
In Halle sind mir keine Übergriffe aus der linken Szene bekannt. Allgemein würde ich sagen, dass der Antisemitismus in allen Parteien präsent ist. Man kann nicht sagen, dass die AfD in dieser Hinsicht »besser« oder »schlechter« als andere Parteien ist.

Gern wird zum Beispiel zwischen klassischem Antisemitismus und Israelhass unterschieden. Wie sehen sie das?
Ich sehe keine Unterschiede zwischen klassischen Antisemiten und Israelhassern. Israelhass ist einfach ein bis jetzt leider erfolgreicher Versuch, Antisemitismus in Deutschland salonfähig zu machen.

Bekommen sie Unterstützung oder Rückhalt gegen die Übergriffe?
Sie meinen wahrscheinlich, ob wir ausreichend von der Polizei geschützt sind? Das kann ich nicht beurteilen. Die Stadt Halle ist nicht Berlin, München oder Frankfurt. Andererseits hört man immer wieder, dass der eine oder andere Terrorverdächtige auch in kleineren Städten aufgespürt wurde. Wir stehen in Kontakt zu den Behörden. Ob es ausreichend ist? Das müssen die Behörden besser einschätzen können.

Bei der Frage hatten wir weniger an das Verhalten von Polizei und Behörden gedacht. Wir meinten hier vor allem, ob Sie vonseiten der Politik oder der Öffentlichkeit Unterstützung oder Rückhalt erfahren.
Was bedeutet »Unterstützung und Rückhalt vonseiten der Politik oder der Öffentlichkeit«? Man kann verbal unterstützen oder auch mit konkreten Taten. Die verbale Solidarität ist da, insbesondere an den Gedenktagen wie dem 9. November oder dem 27. Januar. Und diese Solidaritätsbekundungen sind zumindest bei den hallischen Politikern nicht nur leere Worte, sondern sie kommen »von der Seele«. Leider fehlen die Taten. Es geht dabei nicht um die konkreten Maßnahmen im Paulusviertel, wo die Synagoge steht oder insgesamt in der Stadt Halle. Es geht um wirklich durchgreifende Programme. Nicht mit dem Ziel, Geld für die Integration auszugeben und somit nach oben über die Erfolge zu berichten. Sondern um Programme, die zumindest bei ehrlichen und lernfähigen Zugewanderten dem aus den muslimischen Heimatländern mitgenommenen Antisemitismus etwas entgegenstellen können. Um diese Programme erfolgreich durchzuführen, muss man mindestens sich selber überzeugen, dass sie unumgänglich sind. Und Letzteres ist leider nicht der Fall. Die voreingenommene, israelfeindliche Position von vielen Medien und Politikern macht es kaum möglich, etwas anderes in der Integrationsarbeit zu erreichen. Deswegen habe ich Ihre Frage in Bezug auf Polizei und Sicherheitsbehörden verstanden. Denn diese Zusammenarbeit und Unterstützung ist für uns immens wichtig.

Gibt es Bestrebungen organisierter Muslime in Halle, dem Antisemitismus in deren eigenen Reihen entgegenzuwirken?
Leider nicht. Und nicht nur in Halle.

HANS-CHRISTIAN STRÖBELE. NACHRUF AUF EINEN DEUTSCHEN NATIONALISTEN.

Im Spätsommer des vergangenen Jahres, kurz vor den Bundestagswahlen, bewarb ein umtriebiger hallischer Umzugsunternehmer mit diversen Plakaten eine politische Veranstaltung. Im Rahmen der sogenannten »Bildungsoffensive der Spedition Ebert« sollte ein »unbestechlicher Streiter für Frieden, Worttreue und Volksentscheide und gegen Kriege als Lösung von Konflikten« einen »Vortrag zu den nebulösen Ergebnissen der Untersuchungsausschüsse, Edward Snowden NSA und NSU« halten, und »knallharte Fakten und Ergebnisse« aufdecken, »die man der deutschen Bevölkerung vorenthalten will«. Der eingeladene Redner: Hans-Christian Ströbele, Mitglied der Grünen. Als Ströbele zugesagt hatte, wusste er offensichtlich nicht, von wem er da eingeladen worden war. Zwar hatte Sven Ebert das gleiche Parteibuch wie der anvisierte Stargast, allerdings lief gegen ihn zur gleichen Zeit ein Parteiausschlussverfahren, welches im September 2017 mit Eberts Rauswurf abgeschlossen wurde. Der Grund: Ebert spielt lieber mit den ungeliebten Schmuddelkindern von der AfD und zählt Akif Pirinçcis Umvolkung. Wie die Deutschen still und leise ausgetauscht werden *zu seiner Lieblingslektüre. (Vgl.* Bonjour Tristesse *#21.) Irgendjemand muss das Ströbele gesteckt haben, die Veranstaltung wurde jedenfalls kurzfristig abgesagt. Doch nicht nur die Stadt Halle musste im August auf Ströbele verzichten. Auch der Bundestag konstituierte sich 2017 erstmals seit 19 Jahren ohne den in der Saalestadt geborenen Abgeordneten, da das »grüne Urgestein« (*Der Spiegel, Taz, Berliner Morgenpost *etc.) aus Altersgründen nicht mehr zur Wahl antrat. Warum dies weder eine gute noch eine schlechte Nachricht ist, erläutert Knut Germar.*

Es gibt sie in jeder deutschen Großstadt: mehr oder weniger hübsch sanierte Gründerzeitviertel, die sich nicht nur architektonisch gleichen wie ein Ei dem anderen, sondern auch hinsichtlich ihrer Bewohner völlig austauschbar sind. Hier wie dort hält man sich für individuell, trägt bevorzugt Outdoor-Kleidung, liebt Aktivurlaub in der freien Natur, greift im Supermarkt eher zu den Bio-Produkten, liest *Taz* oder *Süddeutsche Zeitung* und macht sein Kreuzchen hin und wieder bei der SPD oder der Linkspartei, viel öfter jedoch bei den Grünen. Man ist selbstverständlich gegen Nazis und die AfD, redet kritisch vom Konsumkapitalismus, ist aufgeschlossen für allerlei Esoterisches und schwärmt von der Bereicherung durch fremde Kulturen. Mit einem Satz: Hier wohnt der linksliberale Mittelstand, der in der Berliner Republik den Ton angibt. In Halle findet man dieses Milieu bevorzugt im Paulusviertel – in der Hauptstadt im Prenzlauer Berg, in Kreuzberg und in Friedrichshain. Und wie der Zufall so will, hatte der einzige grüne Politiker, der jemals per Direktmandat durch eben jenes Klientel in den Bundestag gewählt wurde, nicht nur seinen Wahlbezirk in den drei genannten Berliner Stadtteilen, sondern erblickte zu allem Überfluss auch noch in Halle das Licht der Welt. Die Rede ist von Hans-Christian Ströbele.

Dass in der Saalestadt kaum jemand weiß, dass Ströbele gebürtiger Hallenser ist, liegt zum einen daran, dass er nur wenige Lebensjahre in der Region verbrachte: Bereits sechs Jahre nach seiner Geburt verließ der Sohn eines hochrangigen Buna-Chemikers mit seiner Familie die Sowjetische Besatzungszone und tauschte 1945 die Werksiedlung der IG Farben in Schkopau gegen die in Marl, am Rande des Ruhrgebietes, wo sich zu diesem Zeitpunkt ebenfalls ein Buna-Werk befindet, ein. Ein zweiter, viel wichtigerer Grund für sein Fehlen auf der Liste berühmter Hallenser ist, dass er wie kein zweiter mit Berlin in Verbindung gebracht wird: Mit jener Stadt, in der Ströbele ab 1962 sein in Heidelberg begonnenes Jurastudium fortsetzte und zu der er seitdem gehört, wie die Fliege zum Kuhfladen. In Berlin begann seine politische Biografie, die nicht nur aufs Engste mit der Geschichte der außerparlamentarischen deutschen Linken verknüpft ist, sondern gleichzeitig auch sehr eindrucksvoll illustriert, was an eben dieser Linken so unappetitlich ist.

POPULISMUS VON LINKS

Will man wissen, wie Ströbele politisch tickt, hilft ein Blick auf seine vielgelobten Wahlplakate, die seit der Bundestagswahl 2002 aus der Werkstatt des linksalternativen Comiczeichners Gerhard Seyfried stammen. Diese zeichnen sich nicht nur durch ein Höchstmaß an seyfriedscher Infantilität und Dümmlichkeit aus, sondern zeigen gleichzeitig auch ein Paradestück linken Populismus'. Ströbele präsentiert sich hier als Volkstribun, der die bunte Republik Deutschland hinter sich weiß und ein Kollektiv aus protestierwütigen Rentnern, renitenten Kindern, grinsenden Kiffern, kopftuchtragenden Mosleminnen und allerlei widerständigen Gentrifizierungs-, Globalisierungs- und Kriegsgegnern in eine bessere Zukunft führt.

Auf dem Plakat zur Bundestagswahl 2009 schreitet er – ausstaffiert mit einem Che-Guevara-Schal und einer Regenbogenfahne mit der Aufschrift »Entwaffnet die Finanzmärkte!« – den kämpferischen Massen mutig voran und schickt sich an, einen großen Berg von Unrat zu erklimmen. Durch herauslugende Papiere mit Aufschriften wie »Wucher & Zins Kreditbank«, »Bankhaus Größenwahn« oder »Schwindelkredite« und eine kleine einsame Heuschrecke verkörpert der Müllhaufen nicht nur die Finanzkrise, sondern liefert die vermeintlich Schuldigen gleich mit, gegen die Ströbele das Volk zum Sturm führt. Über allem schwebt der Geist von Karl Marx, der auf Wolke Sieben sitzt und sichtlich zufrieden am Kaffee nippt und Zigarre schmaucht, anstatt angesichts des personalisierenden und moralischen Antikapitalismus und der verkitschten Revolutionsikonographie im Grabe zu rotieren.

Auch vier Jahre später ein ähnliches Bild: Nachdem Ströbele für das hinter ihm her stürmende Wahlvolk den braunen NSU-Sumpf durchwatet hat, von dem ihm noch die Scheiße vom Schuh tropft, reißt er mit hochgekrempelten Ärmeln den Zaun ein, der den Weg in die goldenen Zeiten versperrt. Dass Ströbele sein tristes politisches Programm aus Energiewende, Vermögenssteuer, Truppenrückzug aus Afghanistan, Mietpreisbremse und Marihuana-Legalisierung als strahlende Utopie verkaufen konnte, ohne dafür ausgelacht zu werden, sagt viel über die Qualität der oppositionellen Haltung und kritischen Sicht auf die bestehenden Verhältnisse aus, die Ströbeles Klientel so gern für sich reklamiert.

»DEM VOLK DIENEN«

Um die Herkunft des Ströbelschen Populismus zu ergründen, muss man 50 Jahre in der Zeit zurückgehen. 1967 absolvierte der mit der SPD und der Außerparlamentarischen Opposition sympathisierende Ströbele bei einem Berliner Rechtsanwalt sein Referendariat. Sein Chef, der spätere Gründer der Roten Armee Fraktion (RAF) und heutige Neonazi Horst Mahler vertraute ihm nicht nur die ersten eigenen Fälle an, sondern wurde auch sein politischer Mentor. In Mahlers Kanzlei politisierte sich Ströbele und wurde zur treibenden Kraft bei der Gründung des Sozialistischen Anwaltskollektivs, das er 1969 gemeinsam mit Mahler und anderen linken Anwälten eröffnete. Die Kanzlei mauserte sich innerhalb kurzer Zeit zum juristischen Berater der nach dem Niedergang der studentischen Protestbewegung in diverse Gruppierungen zerfallenen linken Szene. Nachdem Mahler in den 1970er Jahren seine Robe gegen eine Knarre eingetauscht hatte, machte sich Ströbele einen Namen als RAF-Anwalt und vertrat neben seinem Mentor auch Andreas Baader und Ulrike Meinhof. 1975 wurde er wegen des Aufbaus eines Info-Systems für die Gefangenen und der Unterstützung der RAF-Hungerstreiks vom Stammheim-Prozess ausgeschlossen und flog aus der SPD, in die er 1968 eingetreten war. Fünf Jahre später wurde er aus den gleichen Gründen zu einer Bewährungsstrafe verurteilt.

Was Ströbele mit der Roten Armee Fraktion verbindet, geht weit über ein klassisches Anwalt-Mandant-Verhältnis hinaus. Die Mitglieder der RAF, so Ströbele, waren keine »verrückten Desperados, das waren politische Menschen, das waren unsere Genossinnen und Genossen« mit denen er trotz bestehender Differenzen hinsichtlich der Methoden »eine gemeinsame politische Grundhaltung« teilte. Diese Grundhaltung hat er in den vergangenen 50 Jahren niemals in Zweifel gezogen, geschweige denn revidiert. An den ideologischen Grundprämissen der RAF hält er bis heute fest. Sowohl bei Ströbele als auch bei der RAF erscheint das Volk als unbedingter Sympathieträger – eigentlich revolutionär, doch leider durch finstre Mächte (allen voran durch das »Finanzkapital«) manipuliert und von der Revolution abgehalten. Während die RAF sich eine Verschwörung einer »internationalen Besitzerklasse« gegen das Volk halluzinierte, spricht Ströbele heute etwas zeitgemäßer von 99 Prozent der Bevölkerung, die einem Prozent von Superreichen gegenüberstünden. Als bekennender Fan der Occupy-Bewegung warnt er vor »Übermacht und Machtmissbrauch des Finanzsystems« (Onlineausgabe *Der Stern* vom 21.2.12), spricht von einer ominösen »nicht demokratisch legitimierten Wirtschaftsmacht« (Onlineausgabe *Der Tagesspiegel* vom 21.2.12) und lässt auf seinem Wahlplakat einen Wutbürger mit einem Transparent mit der Aufschrift »Schluss mit der Plünderung der Staatskassen« aufmarschieren, um vor einem Staat zu warnen, der angeblich nur die Interessen der Superreichen im Blick hat und den einfachen Bürgern das Geld aus der Tasche zieht, um die vor der Pleite stehenden Banken zu retten.

Ströbeles politisches Selbstverständnis, die Proteste von der Straße ins Parlament zu tragen, wurde zwar sehr stark in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren geprägt, in denen die außerparlamentarische Linke in den Neuen Sozialen Bewegungen aufging und Ströbele mit anderen nicht nur die bewegungslinke *Taz*, sondern auch die Alternative Liste (AL) gründete, die später zum Berliner Landesverband der Grünen wurde. Entstanden ist es jedoch schon ein paar Jahre früher, genauer gesagt 1972, als die RAF ihre dritte programmatische Erklärung mit der Mao-Parole »Dem Volk dienen« unterschrieb, die sich Ströbele wie kein Zweiter zu eigen gemacht hat.

»YANKEE GO HOME«

Das betrifft nicht nur den Populismus Ströbeles, der sich als parlamentarischer Arm der sozialen Bewegungen und diese als authentische Ausdrucksform des gesamten Volkswillens begreift, sondern auch die zentrale Feindbestimmung, die die RAF in besagter Erklärung unternahm. Das Pamphlet *Dem Volk dienen* war der Begleittext zu einer Anschlagsserie gegen US-Einrichtungen, die im Mai 1972 vier Menschen das Leben kostete und dreizehn weitere schwer verletzte. Es gab als »neue Generallinie« den »bewaffneten Kampf gegen den Hauptfeind, die US-Militärpräsenz in der Bundesrepublik und Westberlin« aus und legte damit einen nationalbolschewistischen Kurs fest, der die USA als Besatzer, Kolonisator und Unterdrücker jenes Volkes geißelte, auf das sich die RAF nun rückbesann. Dort und in weiteren Erklärungen der RAF war von »Gehirnwäscheprogrammen« der Amerikaner die Rede, davon dass die USA »Westdeutschland kolonisiert« hätten und sich den Deutschen gegenüber so verhalten würden »wie gegenüber der autochthonen Bevölkerung eines besetzten Landes der 3. Welt«. Die von den Alliierten initiierte Re-Education fuße, so die RAF, auf der »rassistischen Behauptung einer spezifischen, antidemokratischen Charakterstruktur des deutschen Volkes« und war »der Versuch der Besatzungsmacht, die *Identität* des unterworfenen Volkes zu *vernichten*, das Bewußtsein seiner historischen Existenz auszulöschen.«

Diesem rechts-nationalen Jargon der RAF steht Ströbele in nichts nach. Unter dem Pseudonym Laevis outete er sich 1981 als deutscher Nationalist, der ganz friedensbewegt seinen apokalyptischen Untergangsphantasien von einem Neutronenbombenschlag Luft machte und den nicht minder durchgeknallten *Taz*-Lesern den unmittelbar bevorstehenden Vernichtungskrieg gegen das deutsche Volk eindrücklich schilderte. »Nach dem Endsieg [!]« der Amerikaner »stehen unsere schönen Städte […] den Einwanderern aus aller Welt zur Verfügung« und die »soliden deutschen Industriebetriebe […] amerikanischem Unternehmungsgeist weit offen«. Für die »Reste des deutschen Volkes in den Reservaten der Mittelgebirge werden sicher großzügig Gelder zur Verfügung stehen«, denn schließlich haben »die Amis […] doch Erfahrung, wie aufgegebene Jagdgründe amerikanischer Zivilisation nutzbar, wie Überbleibsel ausgerotteter Völker wohlverstanden verwaltet werden können«. Ein Jahr später legte er ebenfalls in der *Taz* nach und explizierte den im Endsieg-Gebrabbel schon enthaltenen Nazivorwurf: »Der hässliche Amerikaner ist für viele heute, was der hässliche Deutsche lange für die Welt gewesen ist. Genauso wie die Deutschen unter ihrem Naziführer Kriege angefangen und Verbre-

chen an ihren Nachbarvölkern begangen haben, genauso haben die Amerikaner die Kriege der Nixon-, Johnson- und Reagan-Administration zu verantworten« und sollten »für das geradestehen, was ihre Regierung angezettelt hat und an Verbrechen begeht«. Wer das jetzt für ordinären deutschen Antiamerikanismus hält, der täuscht sich jedoch gewaltig: »Wir sind nicht antiamerikanisch. Denn wir mögen die Indianer in den USA, wir achten die Farbigen und die Puerto Ricaner aus den USA. Aber Yankee go home.«

Dass der Hass auf die Vereinigten Staaten auch heute noch ein zentraler Punkt in Ströbeles Sicht auf die Welt ist, erkennt man nicht nur daran, dass er sich an jede antiamerikanische Aufwallung hängte, die die letzten Jahrzehnte zu bieten hatten – von den friedensbewegten Protesten gegen den Zweiten und Dritten Golfkrieg, der No-Global- und der Occupy-Bewegung über die Proteste gegen die Abhörpraxis der NSA und das Freihandelsabkommen TTIP bis hin zum Kreuzberger Volksaufstand gegen die Eröffnung einer McDonalds-Filiale im Wrangelkiez. Er wusste ihn auch erfolgreich in Stimmen umzumünzen, wenn er auf einem seiner Plakate seinen Wählern mit kleinen, mit einem Totenkopf versehenen Dollarnoten signalisierte, was diese eh schon wissen: An den Krisen dieser Welt hat immer der Ami Schuld. Auch die nationalistischen Untertöne in Ströbeles Antiamerikanismus gehören keineswegs der Vergangenheit an. Wenn auf seinem Wahlplakat aus dem Jahr 2005 Angela Merkel für sich mit dem Slogan »Wählt mich nach Washington« wirbt, scheint auch hier der Geist der RAF durch, die die »totale Abhängigkeit« der Bundesrepublik von den USA beklagte. Dass Ströbele ein Gegner des transatlantischen Bündnisses ist und von einer starken deutschen Regierung träumt, die sich nicht, wie in seinen Augen die Regierung Merkel, von den USA gängeln lässt, wird in einer Aussage aus dem Jahr 2015 auf *Spiegel Online* deutlich, wo Ströbele vor dem Hintergrund des NSA-Abhörskandals monierte: »Die Bundesregierung […] kuscht vor den USA.« Dementsprechend inszenierte er sich im Bundestag als letzter aufrechter Linker, der den verhassten Amerikanern die Gefolgschaft verwehrt.

STRÖBELE UND DIE JUDEN

Besonders auffällig ist, dass er vor allem dann besonders laut den Vereinigten Staaten die Solidarität verweigert, wenn es gegen die bewaffneten Freunde des Propheten geht. Der Sturz des islamistischen Taliban-Regimes und die damit verbundene Zerstörung von Ausbildungslagern al-Qaidas in Afghanistan im Jahr 2001 würden »nicht der zielgerichteten Bekämpfung terroristischer Strukturen« dienen und seien die »absurdeste Reaktion auf die Anschläge des 11. September«, so Ströbele damals. Selbst der Genozid an den Jesiden, die Verfolgung und Ermordung von Christen und schiitischen Moslems sowie die Versklavung von Frauen und Kindern galten ihm nicht als Grund, militärisch gegen den Islamischen Staat in Syrien vorzugehen. Ende 2015 sagte er der *Berliner Zeitung*: »Ich werde diesem Kriegseinsatz nicht zustimmen, weil er brandgefährlich und falsch ist. Ich habe das schon einmal erlebt, vor fast 14 Jahren. Auch der damalige Afghanistan-Einsatz wurde damit begründet, dass wir uneingeschränkte Solidarität mit den USA üben müssen. Das allein reicht als Kriegsgrund nicht aus.«

Sekundiert werden Ströbeles Mahnungen, Islamisten keinesfalls militärisch zu bekämpfen, von seinen innenpolitischen Vorschlägen zur Integrationspolitik, die regelmäßig Sympathiebekundungen der notorischen Berufsmoslems nach sich ziehen. So forderte er beispielsweise 2006 eine offizielle türkische Version der deutschen Nationalhymne, er tritt aller paar Jahre mit einem Appell für die bundesweite Einführung eines islamischen Feiertages an die Öffentlichkeit, und er verteidigt das Kopftuch selbstverständlich als Ausdruck des Selbstbestimmungsrechtes der Frau.

Besonders der dritte ideologische Grundsatz, den Ströbele mit seinen Genossen von der RAF teilt, dürfte einem nicht unerheblichen Teil der in Deutschland lebenden Moslems gefallen – der notorische Hass auf den Staat der Juden. Dass der Antisemitismus der RAF – die von »Israels Nazi-Faschismus«, von der »Ausrottungsstrategie Israels gegen das palästinensische Volk« und von einer israelischen »imperialistischen Endlösung« sprach – durchaus auch praktischer Natur war, zeigt nicht zuletzt das Jahr 1991. Nachdem die irakische Armee Kuwait überfallen hatte und sich eine internationale Koalition US-geführter Truppen anschickte, das Golfemirat zu befreien, schoss die RAF nicht nur auf die amerikanische Botschaft in Bonn und setzte in ihrer dazugehörigen Kommandoerklärung den damaligen israelischen Premier Jitzchak Schamir mit Adolf Hitler gleich. Rund zehn Monate später beteiligten sich zwei im Nahen Osten untergetauchte RAF-Mitglieder an einem Bombenanschlag gegen einen Bus voll ungarischer Juden, die nach Israel auswandern wollten. Glücklicherweise verfehlte die Bombe den Bus nur knapp, zwei Businsassen wurden leicht, zwei vorausfahrende Polizisten schwer verletzt.

Im gleichen Jahr brach Ströbele mit einer grünen Delegation nach Israel auf. Kurz vor Antritt der Reise führte Henryk M. Broder mit ihm ein Interview durch und befragte ihn zu seiner Sicht auf die irakischen Raketenangriffe gegen das am Krieg völlig unbeteiligte Israel. Ströbeles Antwort war so infam, wie sie heute bekannt ist. »Die irakischen Raketenangriffe«, so Ströbele, »sind die logische, fast zwingende Konsequenz der Politik Israels.« Auf Broders nachhakende Frage, ob Israel also selbst schuld sei, wenn es beschossen werde, bekräftigte Ströbele ganz unmissverständlich nicht nur, dass der Beschuss »die Konsequenz der israelischen Politik den Palästinensern und den arabischen Staaten gegenüber« sei. Im gleichen Atemzug sprach er sich gegen die Lieferung von Patriot-Abwehrraketen an Israel aus, um die auf Wohnviertel in Tel Aviv niedergehenden irakischen Raketen abzufangen.

Ströbeles Israelreise endete erfreulicherweise im Desaster. Die grüne Delegation sah sich in Israel massiven Protesten ausgesetzt und musste die Reise vorzeitig abbrechen. Ströbele trat kurz darauf von seinem Posten als Sprecher der Bundespartei, den er seit 1990 innehatte und der ihn zu einem von drei Parteivorsitzenden machte, zurück und verschwand die nächsten Jahre in den Sümpfen der Berliner Kommunalpolitik, bis er 1998 unter Rot-Grün wieder in den Bundestag gewählt wurde.

Seitdem sagt Ströbele nicht mehr viel über Israel, allerdings sollte man dies keinesfalls als verspätete Einsicht fehlinterpretieren. »Ich bin immer noch der Auffassung«, so Ströbele unlängst zu seinem Biografen, »dass ich nichts Bösartiges oder falsches gesagt habe.« Dass der unverbesserliche Antiimperialist im aktuellen Bundestag nicht mehr vertreten ist, ist weder eine gute noch eine schlechte Nachricht. Im Rückblick auf die RAF schrieben Joachim Bruhn und Jan Gerber vor gut zehn Jahren, dass »der militante Antizionismus« der radikalen Linken dabei »half, den fundamentalen Antisemitismus der deutschen Gesellschaft in anderer, links getünchter Façon zu modernisieren und auf Israel auszurichten«. Mit anderen Worten: Ströbele kann keinen Schaden mehr anrichten. Er ist längst überflüssig geworden.

Knut Germar

Verwendete und weiterführende Literatur:

Klaus Bittermann (Hrsg.): Liebesgrüße aus Bagdad. Die »edlen Seelen« der Friedensbewegung und der Krieg am Golf, Berlin 1991.

Joachim Bruhn, Jan Gerber (Hrsg.): Rote Armee Fiktion, Freiburg 2007.

Jan Gerber: Nie wieder Deutschland? Die Linke im Zusammenbruch des »realen Sozialismus«, Freiburg 2010.

Stefan Reinecke: Ströbele. Die Biografie, Berlin 2016.

Anzeige

VEREINT IM KAMPF GEGEN MENSCHHEIT UND INDIVIDUUM. ANTIRASSISMUS UND RASSISMUS.

Im gegenwärtigen Antirassismus erhält sich das Unwesen rassistischer Ideologie, Menschen auf ihre Herkunft festzunageln. Symptomatisch hierfür steht ein hallischer Fall aus dem Frühjahr 2017, als Besucher einer Party einen Mann wegen seines Palästinensertuches kritisierten und im Nachgang von der örtlichen linken Szene als Rassisten gebrandmarkt wurden. Warum? Der Angesprochene war arabischer Herkunft. Denny Ragoczy geht einem großen Missverständnis auf den Grund.

RETTUNGSANKER IN DER SINNKRISE

Der Zusammenbruch der Sowjetunion war eine unheilvolle Erfahrung für die westliche Linke. In symbolischer Weise war für sie mit dem Kind der Oktoberrevolution die Hoffnung verbunden, dass die Einrichtung einer Welt ohne Ausbeutung möglich sei. Zugleich bildete die UdSSR einen wichtigen ideologischen Bezugspunkt. Beides wurde durch den Zusammenbruch der Sowjetunion von Grund auf erschüttert. So ging für die Linke das Ende des Kalten Krieges mit einem Bedeutungs- und Identitätsverlust einher. In der Folge verlor sie einen großen Teil ihrer Anhängerschaft.

Für die Restlinke gewann in dieser ideologischen Krisensituation der Antirassismus als neues politisches Betätigungsfeld stark an Bedeutung. Er war zwar bereits zuvor ein fester Bestandteil des antiimperialistischen Weltbildes der Linken, stand aber weniger im Zentrum der eigenen Agitprop. Dies änderte sich nun schlagartig. Plötzlich witterten Linke überall Rassismus. Was als solcher galt, wurde dabei immer beliebiger. Transatlantischer Sklavenhandel, Kolonialismus, Nationalsozialismus, globale Ungleichheit, Armutsgefälle zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen innerhalb eines Landes, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Zionismus, Kritik an Verhältnissen nicht-westlicher Provenienz und vieles Weitere wurde zusehends zu einem Hyperphänomen des Rassismus zusammengekehrt. Die Linke tauschte einfach ihre Schlagworte »Kapitalismus« und »Imperialismus« gegen den »Rassismus« aus. Der Begriff wurde derart ausgedehnt, dass er vielen Linken bald zu einem Synonym für Herrschaft und Diskriminierung überhaupt wurde. Als seitdem weitgehend entleerter, je nach Bedarf und Bauchgefühl willkürlich aufgeladener Begriff, ist er alles andere als das Produkt einer kritischen Analyse der vorherrschenden gesellschaftlichen Zustände. Stattdessen dient der inflationär gebrauchte Rassismusvorwurf dazu, die Ohnmachtsgefühle einer zutiefst zerrütteten Linken zu kompensieren, indem er ihren Anhängern erlaubt, sich gesellschaftlich bedeutsam und moralisch überlegen zu fühlen. In ihrer ideologischen Krise war der Antirassismus der Linken ein Rettungsanker.

TOTALE VIKTIMISIERUNG

Für die Linke europäischer Einwanderungsgesellschaften mutierte in diesem Zusammenhang der Migrant zur Schlüsselfigur. Er wurde mehr und mehr zur Projektionsfläche eigener politischer und identifikatorischer Bedürfnisse und nahm als revolutionäres Subjekt den Platz ein, den zuvor das Proletariat besetzte. Entsprechend instrumentell fällt das Verhältnis zu Migranten aus. Weil sie nur als Opfer ihre Funktion erfüllen, erscheinen sie in den Augen der Antirassisten auch ausschließlich als solche, nie als selbstverantwortlich denkende und handelnde Menschen. In keinem Fall können die Objekte dieser paternalistischen Zuwendung daher Täter sein. So wird jeglicher Kritik an kulturell oder religiös geprägten Anschauungs- und Verhaltensweisen der Schutzbefohlenen reflexhaft eine rassistische Absicht unterstellt. Hiermit verabschiedet sich die Linke nicht nur von einer universellen Kritik an religiösem Stumpfsinn und regressiven Kulturelementen. Die Abkehr von derselben mündet zugleich in der Aufrichtung eines wirkmächtigen wie verheerenden Tabus, das dazu führt, den Angehörigen nicht-westlicher Kulturkreise jede Unmenschlichkeit durchgehen zu lassen, diese gar zu verteidigen oder zu glorifizieren.

UNIVERSALISMUS ALS FEINDBILD

Im Zuge des Niedergangs des großen Bruders lieferten marxistische Theoretiker wie Étienne Balibar, Immanuel Wallerstein oder Stuart Hall die akademische Rechtfertigung für das Verbot, Kultur und Religion der sogenannten »Anderen« zu hinterfragen oder gar abzulehnen. Stellvertretend hierfür stehen Formeln wie »kultureller Rassismus«, »Rassismus ohne Rassen« oder auch »Neo-Rassismus«.[1] Balibar, Wallerstein und Hall denunzieren aus ihrem Rassismusverständnis heraus jegliche aufklärerischen und zivilisatorischen Bemühungen als rassistisch, da diese von der Idee eines Erziehungsauftrages gegenüber der ganzen Menschheit geleitet sind, woraus eine Dominanz gegenüber anderen Kulturen hervorgehe. Universelle Praktiken, so reicht der ideologische Kahlschlag noch weiter, brächten per se Rassismus hervor. Diese Vorstellung ist charakteristisch für den gegenwärtigen Antirassismus. So heißt es beispielsweise in der Ankündigung eines Workshops zur Prävention von »anti-muslimischem Rassismus«, der Anfang letzten Jahres in Leipzig stattfand: Ziel sei neben dem Kennenlernen der islamischen Kultur »das Erlernen von Ambiguitätstoleranz […], die Fähigkeit mehrdeutige und widersprüchliche Handlungsweisen zu ertragen«. Die in pädagogische Fachsprache gekleidete Aufforderung des Workshops läuft auf nichts anderes hinaus, als Antisemitismus, Schwulenhass oder die Ungleichbehandlung von Mann und Frau in Bezug auf den Islam zu dulden. Alles andere ebne dieser perfiden Logik nach den Boden für Rassismus oder sei schon selbst dessen Ausdruck.

Der Umstand, dass Rassismus in Wahrheit einen Affront gegen das universalistische Bestreben darstellt, für alle Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft, denselben Maßstab anzulegen, wird von den Apologeten des Antirassismus in sein Gegenteil verkehrt. Indem sie selbst den Universalismus dämonisieren, stimmen sie wiederum mit dem rassistischen Welt- und Wunschbild überein. Beide, Rassismus und Antirassismus, kennen nur eine Vielzahl festgeschriebener menschlicher Kollektive. Die eine Menschheit gibt es für sie nicht. Der Einzelne wird zum bloßen Ausdruck seines jeweiligen Herkunftskollektivs herabgewürdigt, darauf festgenagelt und damit als Individuum ausgelöscht. Wie der Rassismus betreibt der Antirassismus die brutale Naturalisierung kollektiver Unterschiede. Die im November 2001 von der UNESCO, dem globalen Vehikel antirassistischer Ideologie, verfasste Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt spricht in ihrem ersten Artikel in einer Analogie dieses Unwesen schamlos aus: »Kulturelle Vielfalt ist so notwendig für die Menschheit wie biologische Vielfalt für die Natur.«

Der zitierte Satz aus der UNESCO-Deklaration enthält überdies das paradoxe Moment, dass »kulturelle Vielfalt« zum universellen Prinzip menschlicher Existenz erklärt wird. Seine Gehaltlosigkeit macht diesen Pseudouniversalismus attraktiv für Staaten, die sonst allgemeine Wertmaßstäbe als westliche Anmaßung zurückweisen. So wurde die aus der Deklaration im Jahr 2005 hervorgegangene Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen unter anderem von China ratifiziert. Unter dem Verdikt kultureller Vielfalt wird jedem sein partikulares Selbstbestimmungsrecht zugesprochen, sodass an universellen Werten orientierte Kritik schlicht versandet. Dadurch konterkariert die UNESCO die einst von ihr verfochtene Idee der Menschenrechte. Die Wurzeln dieser verheerenden Ideologie reichen bis ins späte 18. Jahrhundert zurück, als Aufklärungsgegner wie Johann Gottfried Herder den Gedanken gemeinsamer menschlicher Werte angriffen. Im Gegenzug romantisierten sie die Vielfalt und Unterschiedlichkeit menschlicher Gemeinschaften und wiesen ihr überzeitliche Gültigkeit zu. Sie behaupteten, es gäbe nur lokale Werte, die wiederum Äußerungsformen unüberwindbarer »Volksgeister« (heute: Kulturen) seien. Absolute Werte – etwas allen Menschen Gleiches und sie Verbindendes – seien eine Erfindung, die der Überheblichkeit des französischen Geistes entspringe. Der erst später aufkommende Rassismus übernahm diese Vorstellung.

Aus der antirassistischen Zurückweisung universalistischer Wertvorstellungen entspringt nicht zuletzt auch eine ablehnende Haltung gegenüber Assimilation. Der Antirassismus trägt so dazu bei, dass Migranten sozial ausgegrenzt werden und Parallelgesellschaften entstehen, in denen die Probleme und Konflikte aus den Herkunftsländern der Migranten reproduziert werden. Hierin offenbart sich die Gleichgültigkeit der Antirassisten gegenüber dem tatsächlichen Wohl von Migranten, die mit dem linken Hass auf die zivilisatorischen und freiheitlichen Errungenschaften des Westens zusammenfällt.

GEGEN WEISSE WURSTHAARTRÄGER

Antirassistische Positionen sind mittlerweile in den gesellschaftlichen Mainstream eingegangen. Im Ringen mit dem daraus hervorgehenden Bedeutungsverlust, versuchen sich Linke als Avantgarde der antirassistischen Bewegung zu behaupten und offenbaren dabei mehr und mehr ihr Ressentiment gegen individuelles Glücksstreben. So wird bei linken Antirassisten mittlerweile der Vorwurf der kulturellen Aneignung (»cultural appropriation«) immer beliebter. Er dient dazu, das Ausleben kultureller oder religiöser Ausdrucksformen zu verurteilen, die nicht mit der eigenen Herkunft gerechtfertigt werden können. Dabei handle es sich nämlich um eine herrschaftliche Aneignung fremden Kulturguts.

Was sich in Deutschland noch auf Linke beschränkt, die sich brav ihre Dreadlocks entfernen oder Mitmenschen mit Tattoos in polynesischem Stil zurechtweisen, zeigt andernorts bereits fortgeschrittenere Ausmaße. In der linksliberalen Hochburg Portland im US-Bundesstaat Oregon sahen sich Anfang 2017 zwei Betreiber eines Burrito-Lokals nach öffentlicher Bedrängnis gezwungen, ihr Geschäft zu schließen. Ihnen wurde Rassismus vorgeworfen, weil sie als weiße, nichtmexikanische Amerikaner mexikanisches Fastfood feilboten. Auslöser war ein Werbeposting der Betreiber auf Facebook, in dem sie bekundeten, für ihre Burritos Kochtipps von mexikanischen Hausfrauen bekommen zu haben, und scherzhaft hinzufügten, dass sie sich die Geheimzutaten, die ihnen vorenthalten wurden, durch einen heimlichen Blick über das Fensterbrett in die Küchen der Frauen verschafft hätten. Ein renommierter Chefkoch aus Portland äußerte sich in einem Interview wie folgt zu dem Vorfall: »Ich kenne die Frauen, denen Kooks Burritos gehörte. Sie sind Stammkunden bei mir. Sie sind sehr nett, jedoch keine professionellen Köche. Ich denke, sie haben versucht, ihre Liebe zu Tortillas zu zeigen, aber was dabei herauskam, war völlig verdreht. Als koreanischer Amerikaner musste ich mir selbst so oft die Frage stellen: ›Bin ich koreanisch genug, um dieses Essen zu machen?‹ Ich denke nicht, dass sich irgendein weißer Koch, der sich die Küche anderer Kulturen aneignet, diese Frage stellt.« Da fragt man sich, weshalb er nicht gleich der Speisekarte seinen Stammbaum voranstellt oder die Gäste nach deren Herkunft fragt, um zu ergründen, was sie essen dürfen und was nicht.

Denny Ragoczy

Verwendete und weiterführende Literatur:

Detlev Claussen: Was heißt Rassismus?, Darmstadt 1994.

Alain Finkielkraut: Die Niederlage des Denkens, Hamburg 1989.

Manuel Frischberg: Das Konzept »Islamophobie« als Abwehr westlicher Zumutungen, in: Stephan Grigat (Hrsg.): Feindaufklärung und Reeducation, Freiburg 2006.

Jan Gerber: Das letzte Gefecht. Die Linke im Kalten Krieg, Berlin 2015.

Clemens Nachtmann: Rasse und Individuum, in: *Bahamas* Nr. 58, 2009.

Christoph Türcke: Vortrag »Inflation des Rassismus« beim Konkret-Kongress 1993, in: Wolfgang Schneider, Boris Gröndahl (Hrsg.): Was tun? Über Bedingungen und Möglichkeiten linker Politik und Gesellschaftskritik, Hamburg 1994.

Anmerkung:

1 Zu weiteren Vordenkern zählen der von Foucault beeinflusste Edward Said, der den Begriff des »Orientalismus« (1987) prägte oder auch Frantz Fanon. Dieser bezeichnete etwa in einer Rede, die er 1956 auf dem Ersten Kongress schwarzer Schriftsteller und Künstler in Paris hielt, die Zurückdrängung und das Verschwinden ursprünglicher Existenzformen in kolonialisierten Ländern als Moment einer Verwandlung des klassischen Rassismus in einen kulturellen Rassismus.

DER LINKEN ALTE KLEIDER? ANMERKUNGEN ZUM PALÄSTINENSERTUCH.

Mark Liber über das linkeste aller linken Kleidungsstücke.

Kein Kleidungsstück war über viele Jahre hinweg so ikonisch für deutsche Linke wie das Palästinensertuch. Im Gegensatz zu seinem wohl berühmtesten Träger, Jassir Arafat, der es zeitlebens um seinen Kopf wickelte, trug man den Lappen mit seinem schwarzweißen Würfelmuster am liebsten um den Hals. Es waren Mitglieder der aus dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) hervorgegangenen Palästina-Komitees, die den Stofffetzen in den 1970er Jahren von ihren Besuchen bei der PLO nach Deutschland mitbrachten, um so ihre Solidarität mit den Feinden des jüdischen Staates zum Ausdruck zu bringen, die sie als natürliche Verbündete in ihrem Kampf gegen den verhassten »US-Imperialismus« – dessen »Brückenkopf« Israel in ihren Augen war – betrachteten. Dass sich radikale Linke, die sich ernsthaft als Kämpfer für eine gerechtere Welt begriffen, mit dem PLO-Chef Arafat einen Judenhasser und autoritären Kleptokraten als Idol wählten, sagt viel über den damaligen Zustand eben dieser Linken aus.

In den Folgejahren wurde der Arafat-Schal das beliebteste Kleidungsstück unter deutschen Linken. Schmissen sich in den 1980er Jahren vor allem Hausbesetzter und andere Antiimperialisten den Feudel als Ausdruck ihres Israelhasses um den Hals, wurde das Stoffstück in den 1990er Jahren zunehmend – nicht nur, aber vor allem im Osten der Republik – als Ausdruck einer allgemeinen und diffusen Zugehörigkeit zur Linken getragen. Es galt als allgemeines Symbol der Solidarität mit dem Kampf der Unterdrückten, war Ausweis einer Gesinnung, die für sich reklamierte, zu den Guten zu gehören und für eine bessere Welt einzustehen. In einer Zeit, in der die Nazis im Osten die dominante Jugendkultur darstellten, war es auch ein nach außen getragenes Zeichen dafür, dass man »nicht zu den Rechten gehören« wollte.

NIEDERGANG UND TOLERANZ

Dies sollte sich im neuen Jahrtausend grundlegend ändern. Zum einen entdeckten Neonazis die Verwandtschaft ihrer eigenen mit der palästinensischen Sache, weshalb man in den Nullerjahren nicht selten in den Reihen der demonstrierenden Kameraden das Schachbretthalstuch erblicken konnte. Zum anderen fanden im Nachgang von 9/11 und im Zuge des Irakkriegs 2003 innerlinke Auseinandersetzungen mit linkem Antisemitismus statt, zu denen auch regelmäßige Interventionen und Kampagnen gegen das Palästinensertuch seitens antideutscher Antifa-Gruppen gehörten. Wiglaf Drostes auch heute noch gern zitiertes Bonmot aus den späten 1990er Jahren, dass »dieses Tuch […] sofort die Frage: Antisemitismus oder Abwaschdienst in der autonomen WG?« evoziere, ist selbst schon ein Vorschein dieser Auseinandersetzung.

Die linke Szene verbannte das Tuch in den folgenden Jahren aus ihren Lokalitäten und Kleiderschränken. Es verlor zunehmend seine Bedeutung als politisches Erkennungszeichen und konnte fortan als modisches Accessoire bei der Modekette H&M erstanden werden. Selbst die beinhartesten und unverbesserlichsten Antiimperialisten tragen heutzutage lieber amerikanische Sneaker und schicke Sportjacken und überlassen das Palästinensertuch lieber ihren Genossen aus dem migrantischen Milieu. Zwar gehört es in Szeneclubs seit einigen Jahren zum guten Ton, die meist sehr jungen und nur noch vereinzelt auftretenden Palituchträger aufzufordern, ihr Tuch am Eingang abzugeben. Meist gibt's den Flyer *Coole Kids tragen kein Palituch*

gleich noch gratis dazu. Wenn der Gast aber offensichtlich selbst aus der Region des Terrorlappens kommt, übt man sich im ambivalenten Differenzieren und legt, so (anti)rassistisch ist man allemal, eine Toleranz an den Tag, die man einem deutschen Palituchträger nie angedeihen lassen würde. Selbst ausgemachte Freunde Israels sind sich dann nicht zu blöde, zu betonen, dass das Tuch im arabischen Raum als Schutz vor Sonne, Staub oder Kälte benutzt wird und man es, wenn es beispielsweise von einem syrischen Flüchtling getragen wird, keineswegs automatisch als politisches Statement bewerten dürfe. Dabei genügt ein kurzer Blick auf die Geschichte des Palästinensertuches jenseits der Bundesrepublik, um festzustellen, dass genau das Gegenteil der Fall ist.

ZUR URSPRUNGSGESCHICHTE EINES TERRORSCHALS

Einst tatsächlich als Schutz vor Wind und Wetter in den wüstenähnlichen Regionen der arabischen Halbinsel eingeführt und vor allem von der ärmlichen Landbevölkerung getragen, mutierte die sogenannte Kufiya während der britischen Besetzung Palästinas, das vormals zum untergegangen Osmanischen Reich gehörte, zum Symbol gegen den Westen im Allgemeinen sowie die Juden und später den jüdischen Staat im Speziellen. Seine politische Bedeutung erhielt das Tuch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, als es von religiösen Fanatikern – wie dem Großonkel Jassir Arafats und Nazi-Kollaborateur Amin al-Husseini – zum Symbol des profaschistischen arabischen Aufstands von 1936 bis 1939 im britischen Mandatsgebiet erkoren wurde, dem zahlreiche jüdische und britische Zivilisten zum Opfer fielen.

Die vor allem aus ländlichen Gegenden stammenden Aufständischen »verlangten von den Arabern in den Städten, den türkischen Fez und die europäischen Hüte gegen die Kafiya einzutauschen. Wer der Aufforderung nicht nachkam, wurde aufgegriffen und verprügelt«, schreibt Danny Rubinstein in seiner Arafat-Biografie. Die britische Kolonialpolizei bezeichnete die Übergriffe als »Fez bashing«. Es verwundert nicht, dass die gewaltsame Durchsetzung des traditionellen Kleidungsstücks die volle Anerkennung der Nationalsozialisten fand. In einem 1943 in Berlin erschienenem Buch mit dem Titel *Großmufti von Palästina* findet man folgende, mit den mitunter auch mordenden Banden sympathisierende Beschreibung eine dieser Gewalttaten: »In der Altstadt von Jerusalem findet sie die Polizei: zwei Araber […] offenbar durch Schüsse in den Rücken niedergestreckt, die Einschußstelle aber sorgfältig mit jener bekannten Kopfbedeckung verdeckt, die man in Europa ›Fez‹, im Orient jedoch ›Tarbusch‹ nennt. Sie hatten das Verbrechen begangen, die letzten Anweisungen des Generals der Freischaren unbeachtet zu lassen, die zuvor an allen Ecken Jerusalems zu lesen waren«. Diese »Anweisungen«, die mit »Der Führer der revolutionären Araber« gezeichnet waren, lauteten folgendermaßen: »Im Namen Gottes, das Hauptquartier der arabischen Revolution erinnert alle Araber daran, daß der Tarbusch nicht die wahre nationale Kopfbedeckung des Arabers ist. Die Araber Palästinas müssen […] die nationale Kafiya tragen. Diejenigen, die […] darauf beharren, den Tarbusch zu tragen, werden wir als unsere Feinde betrachten«. Im gleichen Buch erfährt man, dass ein ähnlicher Befehl »den Frauen des Landes die europäischen Damenhüte« verbot. »Die harte Faust der aufständischen Bauern und Hirten sorgte«, so der Naziautor begeistert, »für die Durchführung der Verordnung über die nationale Kopfbedeckung«.

Nicht zuletzt richteten sich die Repressalien gegen Frauen, die es mit der traditionellen Kleiderordnung nicht so genau nahmen. So heißt es in einer Erklärung eines Befehlshabers der Aufstände vom Oktober 1938: »Dem Zentralen Kommandorat ist zu Ohren gekommen, […] daß einige Frauen, eifrig darauf bedacht, westliche Kleidung nachzuahmen, den Befehl mißachten sich zu verschleiern. An all diese Personen richten wir unsere Warnung und erinnern sie an die Strafen, die sie erwarten, wenn sie in ihrem verwegenen Leichtsinn beharren«. Trugen die Frauen in den ländlichen Gebieten meist ein Kopf, Schultern und gegebenenfalls auch Oberkörper bedeckendes weites Tuch, das das Gesicht frei ließ, galt es für die Frauen der mittleren und oberen Stände, vor allem in den Städten, als »Zeichen weiblicher Sittsamkeit und familiärer Ehre«, sich mit einem Gesichtsschleier zu verhüllen. Mit Beginn der britischen Kolonialzeit, so die Historikerin Gudrun Krämer, »zeigten sich die Frauen der Jerusalemer Aristokratie bei bestimmten Anlässen auch gern als Damen der Gesellschaft: europäisch gewandet und das Gesicht frei«. Auch in anderen Städten wie Jaffa oder Haifa »gingen einige Frauen der arabischen Ober- und Mittelschicht dazu über, den Schleier abzulegen«. Vor allem die jüdischen Pionierfrauen, so der erboste Aufschrei der arabischen Tugendwächter damals, würden sich in der Öffentlichkeit »halb nackt« zeigen. »Gegen diese Zeichen der Verwestlichung, gegen den Verfall der Sitten, für Moral und Anstand« und selbstverständlich »für den Schleier sprachen sich islamische Gelehrte und Aktivisten« aus. »Deren sozial-konservative Gesinnung«, so Krämer weiter, »teilten die bäuerlichen Rebellen, die die neu gewonnene Macht nutzten, ihre Vorstellung von Sitte und Anstand im öffentlichen Raum durchzusetzen.« Dass sich auch sechzig Jahre nach dem arabischen Aufstand im britischen Mandatsgebiet die Gemüter noch an westlicher Kleidung erhitzen konnten, zeigt eine Begebenheit aus den frühen 1990er Jahren: »Als der Vorsitzende der palästinensischen Abordnung, Haider Abdel Shafi, zu Delegationsgesprächen in Washington mit einem europäischen Hut erschien«, so der Arafat-Biograf Rubinstein, »zog er sich die Kritik der palästinensischen Öffentlichkeit zu, die ihn aufforderte, die fremdländische Kopfbedeckung abzunehmen«.

VOM PALI- ZUM KOPFTUCH

Das Verschwinden des Palituches von den Hälsen deutscher Linker heißt jedoch nicht, dass die Linke durch antideutsche Agitation wesentlich schlauer geworden ist. In ihrer Mehrheit ist sie immer noch antiwestlich und dem jüdischen Staat spinnefeind, nur ist sie dies nicht mehr im Namen eines marxistisch-leninistischen Antiimperialismus sondern unter dem Banner eines postmodernen Antirassismus. Mit dem ideologischen Wandel geht auch die Begeisterung auf ein anderes Stück Stoff über. Längst hat das islamische Kopftuch das Palästinensertuch als symbolisches Kleidungsstück abgelöst. Auch wenn die heutigen linken Befürworter von Hijab und Co. sich selbige nie um den Kopf binden würden, wie es ihre geistigen Vorgänger noch mit dem Palästinenserschal taten: Hinsichtlich ihrer Bedeutung nehmen sich beide Kleidungsstücke nur wenig. Sowohl Pali- als auch Kopftuch sind Ausdruck einer Renaissance reaktionärer Wertvorstellungen. Beide stehen bei

Anzeige

format
filmkunstverleih

Geiststr. 21
06108 Halle (Saale)

www.format-filmkunstverleih.de

ihren Trägern für die Rückbesinnung auf die »eigene Kultur« und damit für die Ablehnung der Idee eines von Blut, Boden und Sippe befreiten Individuums und dessen Ausdrucksformen. Beides sind Gesinnungstextilien, die den Hass auf die Moderne, den Westen, die Juden und ihren Staat nach außen hin zur Schau tragen.

Mit anderen Worten: Wenn die in Halle als Beispiel für gelungene Integration gefeierte Syrerin Razan Afifi am 16.12.2017 auf einer Demonstration gegen den Beschluss der US-Regierung, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen, beim Einpeitschen des »Kindermörder Israel« rufenden Mobs ein Palästinensertuch trägt, dann ist das weder Zufall noch ihrem privaten Spleen für Trachtenkleidung aus der alten Heimat geschuldet. Es waren auch nicht die winterlichen Temperaturen, die zahlreiche arabische Mitdemonstranten dazu brachten, die gleiche Kleiderwahl zu treffen wie Afifi. Der Gedanke, dass sich ein besonders eifriger Demonstrant den Terrorlappen nur deshalb um den Kopf gewickelt hatte, weil er befürchtete, mitten im Dezember einen Sonnenstich zu bekommen, ist genauso abwegig, wie anzunehmen, die Demonstrationsteilnehmer wüssten nicht, wofür das Stückchen Stoff steht, das sie an diesem Nachmittag trugen, weshalb sie darüber erst aufgeklärt werden müssten. Vor dem Hintergrund, dass das Tuch politisch überall das gleiche bedeutet steht, müsste jeder einzelne, dem die Bekämpfung des Antisemitismus nicht bloß Lippenbekenntnis ist und ganz gleich auf welcher Party er gerade tanzt, gegen das Palästinensertuch Einspruch erheben. Und das völlig unabhängig davon, welche Herkunft dessen Träger hat.

Mark Liber

Verwendete und weiterführende Literatur

Gudrun Krämer: Geschichte Palästinas. Von der osmanischen Eroberung bis zur Gründung des Staates Israel, München 2002.

Danny Rubinstein: Yassir Arafat. Vom Guerillakämpfer zum Staatsmann, Heidelberg 1996.

Karl Selent: Ein Gläschen Yarden-Wein auf den israelischen Golan. Polemik, Häresie und Historisches zum endlosen Krieg gegen Israel, Freiburg 2003.

THERE'S SOMETHING STRANGE IN THE NEIGHBORHOOD

Unser Geisterjäger und Sektenbeauftragter Knut Germar hat sich im Spätsommer des vergangenen Jahres in eine Welt jenseits aller Vernunft begeben und liefert exklusive Einblicke in das geheime Wissen des sibirischen Schamanismus.

Die Waldbühne am Peißnitzhaus ist von ein paar Bauzäunen eingegrenzt. An einem Tisch sitzt eine merkwürdig gekleidete Frau und lächelt freundlich. An die frische Luft gelockt hat mich eine hallische Facebookgruppe, die sich selbst die Waldgeister nennt und nicht nur die »Kinder in der Natur stärken, fördern und bei ihrer Entwicklung unterstützen« möchte. Auch für Erwachsene, die ihren geistigen Zenit schon überschritten haben und deshalb vermutlich ihren »Horizont erweitern« wollen, hat die Gruppe an diesem Septemberabend etwas zu bieten – das »Ritual mit der sibirischen Schamanin Aayla« zur »Erweckung der Kraft der Ahnen für eine gute Zukunft der Familien, des Landes und der Welt.« Nachdem ich den stolzen Eintrittspreis von zehn Euro gezahlt habe – spirituelle Erleuchtung kostet nun mal was – suche ich mir einen Sitzplatz mit gutem Blick auf die Bühne. Fünf Minuten vor Veranstaltungsbeginn sind erst eine Handvoll Leute da. Eine Frau mit russischem Akzent geht durch die schlecht gefüllten Sitzreihen und verteilt ein paar Flyer. Zwei alte Damen neben mir – sie sind geschmackvoll gekleidet, sorgfältig frisiert und sehen auch sonst gut situiert aus – blicken interessiert in die Prospekte. »Schau mal!«, liest die eine vor, »hier gab's einen Workshop: ›Schamanische Prinzipien der Kindererziehung‹.« Ihre Stimme kippt ins leicht Verächtliche: »Das hätte ich meiner Tochter schenken sollen!«

Mittlerweile ist es 18 Uhr, es passiert noch nichts, also schaue ich mir die Eintrittskarte etwas genauer an. Mein »Ticket für das Ritual« enthält folgenden Hinweis: »Dieses Blatt ist mit der Kraft der Sibirischen Schamanin aufgeladen und kann als Talisman aufbewahrt werden.« Wie man ein hochglanzbedrucktes Stück Papier mit Kraft aufladen kann, wüsste ich nur allzu gern. Hat die Meisterin jedes einzelne Ticket mit ihren magischen Händen berührt? Ist sie, als der Stapel aus der Druckerei kam, in den Wald gerannt, hat ein Feuer entzündet und ist mit dem Paket drum herum getanzt? Oder hat sie es einfach mit einer Hasenpfote gestreichelt?

Röchelnd-knorrige Obertongesänge reißen mich aus meinen neugierigen Erwägungen. Das Vogelgezwitscher aus den Lautsprechern wird von Kehlkopflauten abgelöst, die mit sphärischen Klangteppichen untermalt werden. Während ein monoton-klebriges »Jumbei-jumbei-jumbeia« durch meine Gehörgänge wabert, betrachte ich das Plakatportrait der großen Schamanin, das in Blickrichtung rechts neben der Bühne hängt. Stechend grüne Augen starren mich an. Haare sieht man keine, zumindest keine menschlichen. Aaylas sorgfältig geschminktes Gesicht ist eingerahmt von einer Fellhaube, deren Spitze ein Puschel ziert, links und rechts reckt sich ein Pinselohr in die Höhe. Ob Luchse in Sibirien auch unter ein Artenschutzgesetz fallen? Die Sitzplätze füllen sich langsam. Die Kehlgesänge sind verstummt, die Musik wird mit einem Kifferbeat unterlegt. An der linken Box steht eine große Handtrommel, deren Bemalung an urzeitliche Höhlenkritzeleien erinnert. Ein Strichmännchen steht in einem Boot, umrandet von allerlei Gestirn und Getier. Ein in einen Bogen gespannter Pfeil zielt genau auf dessen Kopf. Das verheißt nichts Gutes.

TOUCH ME (I WANT TO FEEL YOUR BODY!)

Vor mir nehmen zwei Bilderbuch-Hippies Platz. Sie sind ausgemergelt, weshalb ich mich frage, ob sie zu den sogenannten Breatharianisten gehören, die der Ansicht sind, sich statt von herkömmlichen Speisen von Licht ernähren zu können. Ich verwerfe meine Theorie jedoch schnell wieder – dafür sehen sie einfach zu bleich aus. Er hat sich ein ausgewaschenes, regenbogenfarbenes Kopftuch über sein langes Haupthaar gebunden und trägt selbstgenähte Hosen. Sie ist in eine abenteuerliche, lilafarbene und spitzenverzierte Mischung aus Vorhang und Tischdecke gewandet. Darüber trägt sie eine Stoffjacke der Marke Waldelfe, die spitze Kapuze reicht fast bis zum Gesäß. Ich sehe mir das Publikum genauer an und finde das hallische Paulusviertel wie unter einem Brennglas versammelt. Neben einer Handvoll weiterer in bunte Stoffe gehüllter Hippies und linksalternativ gekleideter Studenten besteht es überwiegend aus soliden akademischen Mittelständlern, darunter viele Pärchen. Den freudlos dreinblickenden Eheleuten etwas weiter rechts von mir sieht man die höhere Verwaltungslaufbahn förmlich an, beide tragen Jeans, er ein Hemd, sie eine Bluse. Mit ihren dunkelblauen Regenjacken ähneln sich wie ein Ei dem anderen.

Mir ist langweilig, eine Begleitung wäre nicht schlecht. Schade nur, dass kein Redaktionsmitglied bereit war, mitzukommen. Man kennt das ja bereits, alle schreien: »Das solltest du unbedingt machen!« oder »Das muss unbedingt ins Heft!« Und wenn man dann fragt, wer noch dabei ist, haben plötzlich alle etwas vor. Zu allem Überfluss beginnen jetzt auch noch zahlreiche, wahrscheinlich aus der sibirischen Wildnis eingeschleppte Mücken, mich zu stechen. Während ich genervt auf die kleinen Quälgeister einschlage, betritt einer der Waldgeister die Bühne. Die Frau in prähistorischer Phantasieuniform kündigt die »Schamanin Aayla« an, die »eine der sieben Weltschamaninnen« sei, und ich frage mich, wer zum Teufel die anderen sechs sind. Statt einer Antwort auf meine Frage gibt es eine säuselnde, klebrig-süße und infantil-grinsende Ansage, die mich erschaudern, den größten Teil des mittlerweile auf über 60 Leute angewachsenen Publikums jedoch freudig zurückstrahlen lässt. »Ihr Lieben! Während wir noch auf die restlichen Gäste warten, habe ich ein kleines Entspannungsangebot für

euch. Eine schamanische Massage zu zweit!« Sie fordert das Publikum auf, sich paarweise zusammenzufinden. Ich starre panisch auf meine Flyer. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie sich jemand nähert und neben mir stehen bleibt. Ich kann nicht erkennen ob Mann oder Frau, denn ich blicke weiter unhöflich nach unten. Ein verunsichertes und leises Lachen neben mir lässt auf eine Frau schließen. Nur nicht hochsehen, sonst werde ich gleich angesprochen! Sie geht vorbei. Gottseidank! Die Pärchen haben sich gefunden. Ich lehne mich zurück, atme tief durch und sehe vereinzelt noch weitere Leute im Publikum, die nicht unbedingt den Eindruck machen, schamanisch begrabbelt werden zu wollen.

Bevor die Massage beginnt, sollen die Paare miteinander klären, wer der »Empfänger der Energien« sein soll und wer »die Energien weitergibt«. Man ist sich schnell einig und setzt die Anweisung des Waldgeistes folgsam und brav in die Tat um. Die Masseure reiben wie wild ihre Handflächen aneinander, um so die für die »Heilung« wichtigen »Kanäle« zu »aktivieren«, durch die die »Energien fließen« sollen. Die nächsten Minuten beobachte ich erwachsene, einander zum größten Teil fremde Menschen, die sich gegenseitig mit Massagen beglücken, wie man sie sich Kinder in Kitas und Grundschulen gegenseitig aufnötigen lässt. Mit einem Unterschied: Bei dem ganzen Geknete, Gepiekse und Gegreife wird weder eine Pizza gebacken noch ein Beet bestellt. Stattdessen sollen die vier Elemente spürbar gemacht werden. Unter Anleitung des Quäl-, Pardon, des Waldgeistes bewegen sich die Hände der Masseure auf den Körpern der »Empfänger der Energien«. Mal »fließend« beim Stichwort Wasser. Mal warmgerubbelt beim Element Feuer. Mal »zärtlich streichend« beim Stichwort Luft oder »fest knetend« beim Thema Erde. Die »Energien«, die »durch die Kanäle« der Lichtesser vor mir »fließen«, sind dann allerdings nicht mehr kita- bzw. grundschultauglich. Beim Element Erde walkt er die Innenseite der Oberschenkel sehr hingebungsvoll und wandert zielstrebig weiter nach oben. Sie lächelt verzückt und atmet schwer, innerhalb kurzer Zeit röten sich ihre Wangen.

ES TUT MIR LEID, POCAHONTAS!

Die Waldgeistfrau auf der Bühne zeigt sich in Anbetracht der regen Teilnahme am spirituellen Vorspiel ähnlich zufrieden wie die Elfe vor mir. Entrückt lächelnd erzählt sie irgendetwas von »einem Kontakt zur feinstofflichen Welt«, der nun hergestellt sei, und den »wundervollen Seelen« der anwesenden Sinnsucher im Publikum. Ihre Frage an das Publikum, ob es die »Energie«, die »sich verändert« hat, spüre, muss auch ich bejahen. Mein Ruhepuls liegt mittlerweile bei 120 Schlägen pro Minute, mein Blutdruck ist mindestens auf 180 geklettert. Als die Gastgeberin erklärt, dass die Schamanin gespürt habe, »dass in Halle offene Menschen sind«, und sie »deshalb hergekommen« sei, hat mich besagte Energie vollständig erreicht: Meine Halsarterien fangen an zu tanzen. Ich frage mich, welche Energien freigesetzt werden, wenn der eigentliche Star des Abends erscheint, aber ich muss mich noch gedulden. Erstmal gibt es einen schamanischen Tanz. Eine Schülerin der Schamanin Aalya wird angekündigt, sie spricht, genau wie die große Meisterin, die »Sprache der Geister«: »Devana tanzt den Fruchtbarkeitstanz der Erntezeit. Bereits unsere Vorfahren haben diesen Tanz getanzt, um sich bei der feinstofflichen Welt zu bedanken«, erfahre ich.

Devana betritt die Bühne und versprüht einen Hauch von Steinzeit-Fashion. Sie sieht aus wie eine mit Fellen behangene Indianerprinzessin, die in einem Stripclub in El Arenal gestrandet ist. Der Beat dröhnt. Devana legt einen verruchten, leicht pornösen Blick auf. Sie tanzt und schwingt das Becken. Ihr Dauergrinsen sieht etwas angestrengt aus. Das Publikum wippt begeistert mit. Devana haut mit einem Handfeger auf die Flitzebogentrommel. Sie tanzt immer noch. Devana öffnet ein Ledersäckchen und holt eine Maultrommel heraus. Ich erspare dem Leser an dieser Stelle eine detaillierte Beschreibung der Bewegungen und Klänge. Vielleicht aber so viel: Es tut mir leid, Pocahontas – aber blöder geht's echt nicht!

HEAL THE WORLD

Oder vielleicht doch? Man soll ja den Tag nicht vor dem Abend loben, und Madame Aayla hat sich immer noch nicht blicken lassen, auch wenn das Programm schon ungefähr eine Dreiviertelstunde läuft. Die dauergrinsende Waldfee fragt, ob wir nach »Devanas Kontaktaufnahme zu den guten Geistern« schon die »Kraft der Schamanin verspüren« können und bereit für das »Ritual zur Erweckung der Kraft unserer Ahnen« seien. Vereinzeltes Ja-Gemurmel klingt aus dem Publikum. »Seid ihr bereit dafür?«, fragt die Fee nun lauter. »Seid ihr bereit für Glück und Kraft?« Da die Schamanin nur Russisch spricht, wird eine Übersetzerin angekündigt. »Feya, die goldene Stimme« betritt die Bühne, gefolgt von Aalya, dem Star des übersinnlichen Abends.

Die Meisterin schaut ins Publikum, grinst, und zaubert die nächste schamanische Übung aus dem Hut. Das Publikum soll tief einatmen und beim Ausatmen lächeln. Enttäuschung macht sich bei mir breit, denn die Frau entspricht kein bisschen ihrem Werbeplakat. Sie trägt keine Fellhaube, keine Knochen und keine Lederbändchen. Vielleicht wollte sie auch nur für etwaige Vegetarier unter den zahlenden Gästen den Tierhautanteil reduzieren. Ihr grünes Trachtenkleid jedenfalls sieht aus wie das einer Weihnachtselfe mit einem Faible für Slawenkitsch. Ein paar dressierte Rentiere auf der Bühne würden jetzt echt was hermachen, um ihren Draht zu den Tiergeistern zu verdeutlichen, aber nichts dergleichen gehört zur Show. Wer um Himmels willen berät diese Frau eigentlich? Doch PR scheint die Dame nicht zu brauchen, das Publikum ist mit dem billigen Mummenschanz äußerst zufrieden, schnauft folgsam und grinst debil.

Dann beginnt die Meisterin zu erzählen. Davon, dass sie zum ersten Mal hier sei und »von den Geistern geschickt« worden sei. Und dass sie »große Ängste« und »starken Schmerz in den Menschen in Deutschland« verspüre. Den gäbe es »in Russland« nicht, denn die Menschen dort wüssten noch, dass der »Mensch seine gute Laune verliert, wenn er nicht die Kraft seiner Ahnen hält.« Meine Laune wird augenblicklich noch schlechter, aber wenigstens weiß ich jetzt, wieso. Ich habe die »Verbindung getrennt« und meine »Wurzeln abgeschnitten«. Das ist schlecht, denn ein »Baum ohne Wurzeln kann sich nicht entwickeln.« Die Deutschen leiden am »Verlust der Ahnen«, man habe »Angst vor Traditionen« in Deutschland. Die Meisterin hält kurz inne. Dann sagt sie mit ernster Stimme: »Man darf das Wort Druide nicht aussprechen in Deutschland!« Ein Raunen geht durchs Publikum, zustimmendes Gemurmel ertönt. Irgendwo hinter mir kichert es laut. Offenbar gibt es noch Hoffnung für die Menschheit.

Frau Aayla klärt über die Ziele des heutigen Abends auf: »Ich werde euch die Erfahrung geben, wie sich neue Wurzeln anfühlen. Ihr werdet Eure Ahnenbäume regenerieren, um die Kraft des Landes zu regenerieren. Euer Land wird eine aufblühende, glückliche Nation werden. Ihr werdet nicht mehr an irgendwelche politischen Sachen erinnert werden. Ihr werdet aufhören, über die Kriege zu sprechen. Eure Nation ist eine Nation mit Schöpfungskraft aus der Geschichte, dabei geht es nicht um die letzten hundert, sondern um die letzten zehntausend Jahre. Ihr werdet lernen, globale Prozesse zu beeinflussen, denn es ist schlecht um die Welt bestellt. Die Menschen brauchen Rettung!«

Dem schamanistischen Heilsversprechen folgt eine ellenlange Suade über alle erdenklichen Naturkatastrophen der letzten Zeit. Und das sind einige: Schließlich ist es Mitte September, die jährliche Hurrikan-, Waldbrand-, Tornado- und Taifunzeit ist in vollem Gange. Immer wieder fällt das Wort »Weltuntergang«. Für Madame Aayla steht fest: All die »Hurrikans, Tornados, Fluten, Brände und Erdbeben«, die es »überall« und »auf jedem Kontinent« gibt, zeigen, dass es »mit der Geduld der höheren Kraft vorbei ist.« Mit meiner auch so langsam. Der mahnende, eindringliche und weinerliche Tonfall der Schamanin wird von der goldenen Stimme kopiert, wahrscheinlich um den schlimmen Zustand der Welt noch plastischer darzustellen. Um Plastik geht's jetzt auch, das deutsch-russische Wehklageduett handelt jetzt von »Umweltverschmutzung« und »Müll« und einer »Plastikinsel im Ozean«. Neben mir trinkt eine Frau aus einer PET-Flasche, die sie schnell und schuldbewusst einsteckt, als sie merkt, dass ich sie beobachte. Die »Plastikinsel«, fährt die Weltschamanin fort, hat den »Geist des Ozeans« erzürnt. Der »Geist des Ozeans ist ein mächtiges Wesen, er braucht Verständnis und Fürsorge.« Das weinerliche Tremolo ihrer Stimme wird schriller: »Ich als Schamanin spüre, was der Ozean spürt. Er ist ein ver-

lassenes Kind. Keiner liebt ihn. Alle nutzen ihn aus. Fischfang! Schiffe! Vermüllung! Der Ozean spuckt aus, was wir hineingespuckt haben!«

Offenbar gilt in der schamanischen Welt das dritte Newtonsche Axiom, denn das Publikum lernt, dass der Tornado über der Karibik ebenso ein Resultat der Ozeanverschmutzung ist, wie die Waldbrände daraus resultieren, dass »wir« den »Respekt für den Feuergeist« verloren haben. Meine Angst vor der bevorstehenden Apokalypse schwindet ein wenig, als ich erfahre, dass das heutige Ritual »ein kleiner Schritt« ist, »um die Welt zu harmonisieren«, damit die »Prophezeiungen über Weltuntergang nicht wahr werden.«

IF YOU TOLERATE THIS YOUR CHILDREN WILL BE NEXT

Endlich geht's los. Das Ritual zur Abwendung des drohenden Weltuntergangs beginnt. Und die Apokalypse lässt sich leichter verhindern als ich dachte. Das Publikum muss sich dafür lediglich abwechselnd auf Zehenspitzen und Fersen stellen und jedes Mal laut ausatmen, wenn die Füße wieder vollständig den Boden berühren. Die Masse wippt und beginnt zu schnaufen. Die Waldgeister umrunden das Publikum. Sie tragen Handtrommel und schlagen im Takt der wippenden Sinnsuchermeute. Der Hippie vor mir hat seine eigene Trommel mitgebracht. Er schlägt munter drauflos und wippt leidenschaftlich mit. Das Trommeln und Atmen verbindet sich zu einem monoton stampfenden und gleichmachenden Rhythmus. Über den Lärm hinweg instruiert die Meisterin ihre gehorsame Gefolgschaft. »Stellt euch vor, ihr seid ein Baum, eure Füße sind die Wurzeln.« (Bumm, Wipp, Schnauf. Bumm, Wipp, Schnauf.) »Denkt an eure Familien und ihre Probleme!« (Bumm, Wipp, Schnauf. Bumm, Wipp, Schnauf.) »Eure Familienkonflikte sind wie ein Spinnennetz in Euren Ästen. Eine Krankheit, die euren Baum befallen hat!« (Bumm, Wipp, Schnauf. Bumm, Wipp, Schnauf.) »Beim Ausatmen zerreiße ich das Spinnennetz! Auf diese Art und Weise werde ich meinen Familienstamm bereinigen!« (Bumm, Wipp, lautes Schnauf. Bumm, Wipp, lautes Schnauf.) »Mit dem Einatmen zieht ihr die Kraft der Ahnen an, mit dem Ausatmen stärkt ihr den Baum, wir atmen die Kraft der Ahnen in uns ein«, ruft die Meisterin. »Ihr macht das gut, ich sehe die Bäume blühen.« Ich leider nicht, aber ich schaue auch gerade auf meine Schuhe, um zu überprüfen, ob meine Füße schon Wurzeln geschlagen haben. Haben sie nicht. Vermutlich auch, weil ich nur halbherzig mitmache, denn so super finde ich die Idee nicht, die Ahnenkraft meiner dahingeschiedenen SA-, SS- und Wehrmachtsverwandtschaft zu erwecken.

Ich setze mich lieber wieder hin. Nachdem die familienzersetzenden, bösen Spinnennetze auf den neugewachsenen Menschenbäumen zerrissen sind, gilt es, nach vorn zu blicken. »Stellt euch eure Familie vor«, schallt es von der Bühne, »stellt euch vor, sie lebt in Wohlstand. Eure Kinder sind begabt. Eure Familie ist vereint. Das alles wird sich verwirklichen!« Kein Wunder, dass das ideelle Gesamtpaulusviertel hier ist. Das okkulte Wellnessangebot ist maßgeschneidert für an sich selbst irre gewordene, von sozialer Abstiegsangst befallene Angehörige der akademischen Mittelschicht, denen angesichts des täglichen Hauens und Stechens im Büro, der nervenzehrenden Kindererziehung und der Gehässigkeiten des Familienlebens nichts Besseres einfällt als magisches Wunschdenken.

Das martialische Dröhnen der Trommeln wird leiser, das Duo auf der Waldbühne leider nicht. »Die Wurzeln der Ahnenbäume verflechten sich miteinander. Wir sind eine Nation«, erfahre ich. »Ich bin mit euch verwandt, ich habe skandinavische Wurzeln«, versichert Frau Aayla ihrer Gemeinde. Wieso eigentlich? Haben die Waldgeister vor ihrer Einladung nach Halle etwa einen Ariernachweis verlangt?

Nach all dem Gewippe, Geschnaufe und Getrommel wird es wieder etwas kuscheliger. »Stellt euch das Land vor, nehmt eure Hände, weil wir zusammen eine Nation sind, schließt eure Hände zusammen!«, befiehlt die Meisterin. Ich kritzele in mein Notizbuch und tue erneut so, als würde ich nicht mitbekommen, was um mich herum geschieht. Meine Hoffnung, dass die autistische Nummer auch dieses Mal funktioniert, geht auf. Man lässt mich in Ruhe. Um mich herum nehmen sich alle an den Händen. Die meisten schließen die Augen. »Schaut euer Land von oben«, lautet die Anweisung. »Der Geist des Landes ist sehr traurig.« Warum eigentlich? »Schlimmes wird in den letzten hundert Jahren erzählt!« Ach so. Verstehe. Die zwölf dunklen Jahre. Doch davon soll sich die schamanische Gefolgschaft ja nicht die Stimmung verderben lassen: »Lobt dieses Land in Gedanken. Was für ein wundervolles Land du bist! Was für wundervolle Traditionen du hast! Die Natur mit ihren phantastischen Kraftorten! Welch wundervolle Lieder du hast! Den Geist der Nation, lobt ihn in diesem Augenblick! Lobt Euer Land! Du bist das beste Land! Du erblühst und gedeihst, wirst lebendig geliebt! Danke für die Kraft, die du mir gibst! Bedankt euch für die Kraft!« Die Veranstaltung kippt nun völlig – von einer esoterischen Karnevalssitzung hin zur Realsatire einer völkischen Erweckungsveranstaltung, mystische Vergangenheitsbewältigung inklusive. Das Publikum macht seinen Job offensichtlich gut, denn Madame Aayla spürt etwas. »Ich als Schamanin spüre, wie der Geist der Nation erwacht! Er richtet sich auf, ist ein Riese! Lobt ihn, das machtvolle, uralte Wesen!«

ÜBER DEN WOLKEN

Es ist fast geschafft. Die Kraft der Ahnen ist wieder da. Die Familien sind geheilt. Deutschland ist erwacht. Ich höre keine Trommeln mehr, die Stimme der Meisterin säuselt ganz weich. Jetzt muss nur noch die Sache mit der Zukunft der Welt geklärt werden. Die Gemeinde steht immer noch Händchen haltend und lauscht der Heilsbringerin. Die will hoch hinaus: »Lasst uns in Vögel verwandeln! Stellt euch vor, wie ihr in den Himmel steigt! Schaut euch die Erde aus dem Kosmos an! Ihr seht keine Grenzen. Die Erde ist eine Einheit.« Ihre Stimme bekommt schon wieder den weinerlichen Weltuntergangssound. »Von oben seht ihr die Brände. Ihr seht Erdbeben. Ihr seht Katastrophen.« Wehklagend fährt sie fort: »Das ist meine Heimat. Mein Zuhause. Mein Planet.« Doch keine Sorge, alles wird wieder gut. Wenn die Gläubigen nur aufrichtig genug um Verzeihung bitten. »Lebendiges Wesen, bitte verzeih uns«, jammert es selbstanklagend von der Bühne herunter. »Verzeih uns dafür, dass wir uns selbst nicht spüren! Verzeih uns unsere Herzlosigkeit. Als Menschheit haben wir unsere Erde zerstört. Wir haben die Schönheit der Natur in Plastik verwandelt. Wir sind Sklaven der Plastikteile!« Und das ist noch nicht alles. »Wir haben aufgehört, dich zu fühlen, Mutter!« Madame Aaylas Klagelied wird schriller und wirrer. Sie fordert das Publikum auf, »Erde und Ozean« zu »streicheln«, denn der »Ozean ist ein Kind«. Sie ruft: »Bitte umarmt die Winde, streichelt den Geist des Windes! Bitte hör auf, wir lieben dich so sehr!« Die Scharlamanin taumelt über die Bühne, umarmt und wiegt ein imaginäres Baby. »Wir drücken alle Geister an unser Herz. Ich höre Kinder plärren! Ich komme! Wo bist du! Wir müssen den Planet Erde an unser Herz drücken. Ich bin ein Mensch, ein kosmisches Wesen!«

Ihr Ausbruch endet abrupt. Die Meisterin fängt sich und fordert das Publikum zum tiefen Ein- und Ausatmen auf. Alle sollen die Augen öffnen. Frau Aayla lächelt zufrieden und leicht entrückt. »Schaut um euch herum. Schaut euch die Menschen an. Die Bäume sind meine Brüder. Die Menschen sind meine Brüder. Das ist mein Land, meine Ahnenkraft.« Ihr Fazit klingt zufrieden und drohend: »Ihr seid Klasse! Verändert euch, sonst stirbt die Erde.« Während die Meisterin auf ihren Internetauftritt verweist und über Kurse, Seminare und freie Plätze spricht, suche ich das Weite. Leider bin ich nicht schnell genug weg. Im Gehen höre ich den folgenden Satz: »Und morgen reinigen wir in der Stadt Leipzig gemeinsam mit den Frauen unsere Gebärmütter!« Es war keine gute Idee, heute rauszugehen.

Knut Germar

DIE RATIONALISIERUNG DER RELIGION.

LUTHERS BEITRAG ZUR AUFKLÄRUNG.

Die deutsche Linke bringt Martin Luther wenig Sympathie entgegen. Auch ihre Kritik hat dazu beigetragen, dass die halbe Bundesrepublik das Reformationsjubiläum im vergangenen Jahr dazu nutzte, zum Landessohn auf Distanz zu gehen. Doch anstatt diesen Wandel in der öffentlichen Meinung anzuerkennen, tun antideutsche Gruppen weiter so, als genieße Luther innerhalb der Berliner Republik noch einen uneingeschränkten Heldenstatus. So ist es inzwischen vor allem die deutsche Linke, die zur Geschichtsklitterung beiträgt, indem sie der Reformation jeden Beitrag zur Aufklärung abspricht. Mit ihrem dumpfen Luther-Bashing ist sie viel weiter von der historischen Wahrheit entfernt als die evangelische Kirche mit ihrem Reformationsbild. Statt die Kritik an Luther zu schärfen, trägt die deutsche Linke einfach die dümmsten Vorwürfe der deutschen Presse auf die Straße. Harald-Jürgen Finke erinnert angesichts dieser Einhelligkeit von Feuilleton und Antifa an die historischen Hintergründe der Reformation, die mehr zur Aufklärung der Gesellschaft beigetragen hat, als es Luthers Gegner wahrhaben möchten. Der Text ist die abgeänderte Fassung eines Vortrages, den der Autor im Oktober vergangenen Jahres bei der Veranstaltung »Luthers Erben – Über den Reformator und seine Gegner« in Halle hielt.[1]

Der ehemalige Bundespräsident Gauck war einer der wenigen politischen Funktionäre, der sich während des Reformationsjubiläums im vergangenen Jahr bemühte, den einstigen Nationalhelden in das Selbstbild der Berliner Republik zu integrieren. Aber auch der Pfaffe, der zu einem besinnlichen Gedenkabend zu Ehren Luthers ins Schloss Bellevue lud, ließ den Judenhass des deutschen Reformators während des Festakts zur Eröffnung des Jubiläums nicht unerwähnt. Ebenso ging Margot Käßmann, die wohlgemerkt als Reformationsbotschafterin durchs Land zog, in Interviews immer wieder auf Distanz zum Ahnherrn der evangelischen Kirche. Die deutsche Presse wollte ohnehin lieber über Luthers – tatsächliche oder vermeintliche – Verfehlungen sprechen als über seine möglichen Verdienste. Noch der absurdeste Vorwurf fand einen Redakteur, der ihm ein paar Zeilen im Feuilleton einräumte.

Die *Frankfurter Rundschau* betitelte die Reformation als »Islamismus des Christentums«.[2] Der deutsche Reformator habe die reine Lehre des Christentums wiederherstellen wollen: »Mit Aufklärung hatte dieser Luther nichts zu tun. Was es vor ihr gab, den Humanismus, hat er bekämpft.« Der *Spiegel* eröffnete seine Reihe zum Reformationsjubiläum mit dem Titel »Luther – Der erste Wutbürger«.[3] Während das konservative Blatt aus Frankfurt Luther zum Gotteskrieger erklärte, machte ihn das Hamburger links-liberale Enthüllungsmagazin zum Lutz Bachmann der frühen Neuzeit. Die Stoßrichtung des Leitartikels der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS)* zum Reformationsjubiläum überrascht da nicht mehr wirklich. Die wirtschaftsliberale Zeitung betitelte den deutschen Theologen als »Antikapitalisten«, der in »einer globalisierungskritischen Öffentlichkeit viel Resonanz« gefunden hätte.[4] So machte sie aus einem Mann, der noch mit der Kutsche unterwegs war, einen Vorkämpfer der No-Global-Bewegung. Das Spiel »Sag mir, was Luther für dich ist, und ich sag dir, welche Zeitung du liest« lässt sich fortsetzen. Die Wochenzeitung *Die Zeit*, deren Leser sich für Religion immer begeistern können und gerne aus ihrer Ernährung ein Glaubensbekenntnis machen, aber der Kirche zutiefst misstrauen, titelte: »Martin Luther, der Vater des Arbeitsfetischs«.[5] Im Gegensatz zur *FAS* spricht der Autor dem Eislebener Bergarbeitersohn eine gewisse Mitverantwortung für die Auflösung der feudalen Verhältnisse zu – als Mitbegründer des Protestantismus habe er zur Zersetzung der mittelalterlichen Haus- und Wirtschaftsgemeinschaften beigetragen. Das sei jedoch kein Verdienst, sondern ein Verrat an der Religion: »Die Kirche und der Kapitalismus haben Jesus verraten. Der Protestantismus hat den Kapitalismus beflügelt und dabei die sozialrevolutionären Lehren Jesu entweder pervertiert oder schlichtweg verleugnet.« Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn *Die Zeit* dem Augustinermönch vorwirft, er hätte den Mammon vergötzt. Denn immerhin hat Luthers Theologie maßgeblich jenen Innerlichkeitskult mitbegründet, dem die Leserschaft des Hamburger Akademikerblattes so nachhängt.

Auch wenn sich das deutsche Feuilleton widerspricht, so ist man sich doch einig darin, dass die Reformation ein reaktionäres Projekt gewesen sei. Die Anklage lautet entweder, sie hätte die Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsweise durch ihre Heiligsprechung der Arbeit befördert, oder dass sie das Christentum mit aller Gewalt erneuern wollte, als es sich im ausgehenden Mittelalter in einer Krise befand. Dass die Reformatoren, die die Unmittelbarkeit des Glaubens wiederherstellen wollten und die Kirche als Institution bekämpften, in dieser Absicht auch den Prozess der Säkularisierung befördert haben – insofern sie aus der gesamten Welt ein Gotteshaus gemacht und jeden zu seinem eigenen Pastor erklärt haben – kommt ihren Kritikern nicht in den Sinn. Die Reformation war nicht bloß ein fundamentalistisches Projekt zur Erneuerung des Glaubens, sondern hat ebenso zu seiner Rationalisierung beigetragen, wie schon ihre Vorgeschichte verdeutlicht.

MARKT UND FEGEFEUER

Seit dem 14. Jahrhundert hatte sich der Markt innerhalb der feudalen Gesellschaftsstruktur langsam ausgedehnt. Immer mehr Menschen gerieten in den Einflussbereich des Warenhandels. Die Feudalherren verschuldeten sich bei den Kaufmännern. Zur Tilgung traten sie Handelsprivilegien und Pachtrechte ab. Deshalb mussten die bedrängten Fürsten viele Bauern aus dem Frondienst entlassen. Die Knechte entkamen zwar der Knute ihrer Grundherren, waren jedoch fortan gezwungen, ihre Erzeugnisse selbst zum Markt zu tragen. Wer nichts anderes mehr besaß, musste seine Arbeitskraft verkaufen. Die Arbeit begann sich ab dieser Zeit sukzessive von einem Dienst in eine Ware zu verwandeln, auch wenn es bekanntermaßen noch Jahrhunderte dauerte, bis diese Entwicklung mit der politischen Abschaffung der Leibeigenschaft in den Industrieländern ihr Ende fand. Im Zuge der Ausdehnung des Handels erlangten viele Menschen zwar relative Freiheiten, verloren jedoch zugleich gewisse Sicherheiten, die ihnen das starre Ordnungsgefüge des Feudalismus geboten hatte. Die Bauern und Handwerker, die dem Dienst entkamen, mussten sich auf bestimmte Arbeiten spezialisieren und sich hierfür mitunter von ihrem Boden trennen. Die Fürsten verloren angestammte Rechte, tradierte Privilegien sowie regelmäßige Einkünfte. Und die Geschäftstreibenden nötigte das beschleunigte Marktgeschehen dazu, immer neue Unternehmungen einzugehen, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Die neuen Ängste und Unsicherheiten äußerten sich auch vor dem Altar. So wuchs die Frömmigkeit in den Jahrhunderten vor der Reformation beständig an. Vor allem in Nordeuropa verbreitete sich, parallel zur Ausdehnung des Marktes und mit den regelmäßigen Ausbrüchen der Pest, die Furcht vor dem Fegefeuer, die sich zuweilen in Massenhysterien entlud. Nach den landläufigen Vorstellungen war das Purgatorium ein Zwischenreich, in dem der Mensch für eine gewisse Frist leiden musste, bevor er überhaupt in den Genuss der himmlischen Seligkeit kommen konnte. Um die Zeit des Aufenthalts zu verkürzen, konnte der Gläubige für sich und verstorbene Verwandte um Fürbitte ersuchen, indem er Messfeiern abhielt, Wallfahrten antrat und Geld stiftete. Der Erwerb von Ablassbriefen war nur ein möglicher Versuch, die Barmherzigkeit Gottes zu erwirken. Das Geschäft mit der Fürbitte bot die Option, sich bereits zu Lebzeiten des eigenen Heils zu vergewissern. So hegte die Furcht vor dem Fegefeuer auch die Ängste, die Markt und Seuchen hervorriefen, ein. Denn während die Menschen dem Auf- und Ab von Preis und Pest hilflos ausgeliefert waren, konnten sie etwas tun, um die Zeit im Purgatorium zu verkürzen.

GESCHÄFT UND GLAUBE

Das breite Bedürfnis, sich Gottes Fürsorge bereits zu Lebzeiten zu versichern, geriet jedoch zusehends in Widerspruch zu den weltlichen Anforderungen. Das System der Fürbitte verlangte nicht zuletzt Zeit und Geld, während das Tagesgeschäft die Menschen zur immer stärkeren Rationalisierung ihrer Mittel zwang. So erfreuten sich bald andere An-

dachtsformen wie der Rosenkranz steigender Beliebtheit, die den profanen Interessen der Geschäftstüchtigen entgegenkamen und gleichzeitig dem weitverbreiteten Bedürfnis nach einer intimeren Beziehung zum Herrn genügten. Nicht nur Geschäftsleuten und Kaufmännern missfiel zunehmend die Form der offiziellen Kirche, die sich auf die Mittlerrolle der Priester bei der Erteilung der Sakramente stützte und von den Gläubigen Werke verlangte. Auch die Fürsten und der niedere Klerus nördlich der Alpen, denen das weit entfernte Rom wenig zu bieten, aber vieles zu nehmen hatte, fanden an dem Gedanken einer nach innen gerichteten Frömmigkeit Gefallen. Jene Schichten, die weniger an Altar und Thron gebunden waren, dafür umso mehr vom Marktgeschehen abhingen, hatten zudem ihre eigenen materiellen Interessen. Unmittelbar vor der Reformation befand sich etwa ein Drittel des Landes in Mitteleuropa in der Hand der Kirche. Die Anhäufung von Reichtümern über Abgaben und Ablass sowie den lukrativen Ämterhandel empfanden auch diejenigen, die nicht von einem tiefen Glauben beseelt waren – und dies waren die wenigsten –, als ein frevelhaftes Verbrechen. Vor einem halben Jahrtausend ereiferte sich der gesamte Norden des Kontinents über den Papst, der mit den Ablassgeldern Prunkbauten wie die Basilika St. Peter errichten ließ. Die Angriffe richteten sich nicht allein gegen den Klerus, der allzu sehr auf sein eigenes Seelenheil bedacht zu sein schien. Ebenso trafen sie das Klosterleben der Mönche, die sich des weltlichen Lebens in der stillen Überzeugung entsagten, Gott damit näher zu kommen. Die zahlreichen Orden riefen wachsenden Missmut hervor. Den Brüdern wurde nicht nur nachgesagt, sie seien faul, liederlich und würden mehr Zeit in der Schenke verbringen als am Pult beim Studium der heiligen Schrift. Ihre gesamten Bemühungen um ein gottgefälliges Leben in Enthaltsamkeit wurden der Lächerlichkeit preisgegeben. Zwar galt vielen die disziplinierte Lebensweise der Mönche als Vorbild, gleichzeitig erblickte man in ihrer Abschottung jedoch den unredlichen Versuch, sich seiner weltlichen Pflichten zu entziehen.

Martin Luther war nicht der erste, der die mönchischen Ideale auf alle Menschen übertragen wollte und gleichzeitig die Auflösung der Klöster forderte. Den Gedanken, dass sich Gott keineswegs nur während der Messe, sondern auch auf dem Feld, dem Markt und im eigenen Heim ohne die Anwesenheit eines Geistlichen näher kommen lasse, hatten bereits vorher die Humanisten unter den gebildeten Schichten Nordeuropas verbreitet. Für Erasmus von Rotterdam war das Gemeinwesen nichts anderes als ein großes Kloster. Gleichzeitig wetterte er gegen die Absonderung der Mönche. Nach ihm müsse sich der Glaube im Alltag beweisen. Er beruhe weniger auf Werken und Zeremonien als auf innerer Gewissheit und strenger Disziplin. Während Erasmus der alten Kirche noch die Treue hielt, brach Luther mit ihr und formte so aus diesen Gedanken ein neues Bekenntnis. In seiner Theologie ist vieles von dem humanistischen Glaubensbekenntnis enthalten, in dem sich religiöser Eifer und profane Interessen seltsam miteinander verbanden.

KÖRPER UND GEIST

Luthers Theologie gründet auf der Zwei-Reiche-Lehre des Neuen Testaments. In seiner Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen* formulierte er die zentralen Gedanken der Reformation: Die Versöhnung mit Gott finde allein im Glauben statt, sei also nicht durch Werke herbeizuführen. Aus diesem Grund lehnten die Reformatoren das gesamte System der Fürbitte ab. Jeder Versuch, Gottes Gunst zu erlangen – etwa durch die Anrufung von Heiligen –, sei ein frevelhaftes Bemühen des Menschen. Er beweise damit nur, dass er Gnade nicht verdient hat. So gibt es Luther zufolge nichts, was die Menschen tun können, um Heilsgewissheit zu erlangen. Weder das Abhalten von Messfeiern, noch das Antreten von Wallfahrten, erst recht nicht der Erwerb von Ablassbriefen, könnte sie dem Seelenheil näher bringen. Ihnen bliebe nur übrig, in der ständigen Ungewissheit und äußersten Verzweiflung den aufrechten Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Güte zu bewahren. Nach Luther geschieht die Rechtfertigung des Menschen vor Gott somit allein aus dem Glauben heraus. Diese Auffassung enthält jedoch keinen Freibrief für Sonntagsheilige, die es mit den Geboten und Pflichten eines Gläubigen nicht so genau nehmen. Denn auch wenn gute Taten nicht das Seelenheil garantieren, verraten Tun und Lassen doch etwas über die Festigkeit des Glaubens.[6] Laut der dualistischen Theologie Luthers ist der innerliche Mensch frei. Im Glauben habe er an Gottes Verheißungen und Zusagen teil. Der äußere Mensch sei jedoch an den Leib und die Welt gebunden. Er müsse die unzähligen Anfechtungen durch das Fleisch abwehren und die Pflichten des Alltags erfüllen.[7] Damit steht er vor der doppelten Aufgabe, der weltlichen Herrschaft unbedingt Gehorsam zu leisten und die körperlichen Regungen durch »Fasten, Arbeiten und Wachen« zu bändigen. Auf der Basis seines Dualismus billigt Luther den Menschen nur dann Widerstand gegen die weltliche Obrigkeit zu, wenn diese ihren Machtanspruch auf das Reich des Glaubens ausweitet.

Eine Quelle für Luthers Theologie ist die Augustinische Gnadenlehre, die besagt, dass der Mensch nicht in der Lage ist, sich seine Erlösung zu verdienen. Stattdessen sei er seit dem Sündenfall Adams und Evas bis ins Mark verdorben. Dieses Menschenbild Luthers begründet den Unterschied zu den Humanisten des ausgehenden Mittelalters, die davon ausgingen, dass der Einzelne grundsätzlich zur Besserung fähig sei, er somit Gottes Gesetzen und Geboten genügen könne. Ihnen zufolge kann es also eine reale Versöhnung zwischen Mensch und Gott geben. Bei Luther ist sie indes nur als geistiger Akt vorstellbar. Seine Gegner vergessen gerne, dass diese Vergeistigung nicht mit der Aufgabe jeglicher Erlösungsvorstellung gleichzusetzen ist. Denn indem Luther den Menschen jede Möglichkeit abspricht, im Hier und Jetzt auf Gott einzuwirken, rettet er die Hoffnung auf eine zukünftige Versöhnung.[8] Anstatt das Individuum zu verherrlichen, das im Sinne des bürgerlichen Skeptizismus allein Geltung beanspruchen soll, ist in seiner Theologie der Gedanke an eine höhere Gerechtigkeit aufgehoben. Die Erfüllung der weltlichen Pflichten hält Luther zwar für notwendig, sie sei aber keine Vorarbeit für die Erlösung. Dies unterscheidet seine Lehre vom Methodismus und Puritanismus, nach denen die Lebensführung eines Gläubigen unmittelbar darüber Aufschluss gewährt, ob er an Gottes Gnade teilhat. John Wesley etwa verherrlichte den gesellschaftlichen Zwang in viel stärkerem Maße als Luther. Diese Differenz zwischen der Anschauung von Lutheranern und Puritanern missachtet das Feuilleton ebenso wie die unfreundlichen Aspekte des humanistischen Menschenbildes. Denn der Glaube der Humanisten, dass der Einzelne in der Lage sei, ein Leben gemäß den Geboten und Gesetzen der Bibel zu führen, leistet einem moralischen Rigorismus Vorschub, der nur wenig Nachsehen mit menschlichen Schwächen hat. Auf der anderen Seite wird übersehen, dass das protestantische Menschenbild zwar Strenge und Härte rechtfertigt, jedoch ebenso die Möglichkeit der Nachsicht enthält. Wenn der Einzelne per se den christlichen Idealen nicht genügen kann, so relativiert dies auch seine Vergehen. In Luthers Gnadenlehre verlieren die guten Werke an Bedeutung für das Seelenheil, genauso aber – zumindest tendenziell – die schlechten Taten.[9]

Im Gegensatz zur Lehre der mittelalterlichen katholischen Kirche verlangten die Reformatoren von den Menschen jedoch nicht einfach die Unterdrückung der sündhaften Begierden. Sie diskreditierten verstärkt das Verlangen selbst. Schon der Wunsch beflecke den aufrichtigen Glauben an Gott. Nach ihrer Lehre lauert nicht nur überall die Sünde, vielmehr hätten sich die Agenten des Teufels längst im Inneren der Menschen eingenistet. Der hervorstechende Zug der protestantischen Lehre ist eben diese Verdammung der leiblichen Begierden. So liefert Luthers Theologie die Rechtfertigung für die bürgerliche Ideologie, die den Geist preist und die Sinnlichkeit herabsetzt. Doch auch diese Haltung unterscheidet Luther weniger von den Humanisten, als es seine Gegner wahrhaben möchten. Nicht zuletzt Erasmus hegte einen wahren Ekel vor jeder sinnlichen Glaubensform.

BERUFUNG ZUM EIGENEN HERRN

Luthers Verbannung Gottes ins unerreichbare Jenseits birgt noch eine weitere Konsequenz. Die Reformatoren sprachen den Menschen jede Möglichkeit ab, auf Gott durch die Anrufung von Heiligen einzuwirken. Damit degradierten sie sie zu passiven Empfängern göttlicher Gnade. Zugleich nahmen sie ihnen jedoch die falsche Hoffnung, durch Opfer (Wallfahrten, Messfeiern, Ablassbriefe) etwas für ihr Seelenheil tun zu können. So

wurde es den Menschen ermöglicht, sich auf weltliche Angelegenheiten zu konzentrieren. Nach der Auffassung der alten Kirche galt die Arbeit allein als Fluch, der seit der Erbsünde auf der Menschheit laste. Die Reformatoren haben sie aufgewertet. Diejenigen, die in der Abschaffung zahlreicher Feiertage durch die Protestanten allein das Resultat eines Arbeitswahns sehen wollen, vergessen, dass die Maloche auch vor dem Thesenanschlag Luthers ein realer Zwang war. Die Menschen mussten nicht mehr rackern als bisher, nur weil die Pastoren die Arbeit lobten. Durch die Aufwertung von Arbeit und weltlichen Angelegenheiten haben die Reformatoren nicht nur die Ausbeutung gerechtfertigt, sondern den Menschen auch den Gedanken nahe gebracht, dass sie Herrn ihres eigenen Schicksals sind – da Gott ihnen nicht helfen wird, sind sie auf sich allein gestellt. Anstatt nur die Sakramente der Priester zu empfangen, kann der Mensch nun in der Welt seinen Glauben festigen. Zwar existiert in Luthers Theologie die Erlösung nur als göttlicher Gnadenakt, den der Herr aus Erbarmen vollzieht. Doch in der Verbannung Gottes aus der Welt ist die Berufung des Menschen zum Herrn seines eigenen Schicksals zumindest angelegt.

ALLEIN DIE SCHRIFT

Die Reformation hat viele Menschen aus der Vormundschaft der alten Kirche befreit, die sich selbst als »Heils- und Erlösungsanstalt« verstand. Sie dachte das religiöse Opfer noch als besondere Tat, die zu Ehren Gottes erbracht wird. Im Protestantismus hingegen wird das Glaubensbekenntnis zu einem Akt der geistigen Hinwendung sublimiert. Für die humanistischen und protestantischen Reformatoren war die Heilige Schrift die wichtigste Quelle der göttlichen Offenbarung. Den Erzählungen der Priester und Bischöfe, die sich auf die apostolische Sukzession beriefen, um ihre Macht zu begründen, misstrauten sie indes.

Im Protestantismus gewinnt so das Wort, das der Idee nach allen zugänglich ist, an Gewicht gegenüber der mündlichen Überlieferung, an der nur der geweihte Klerus teilhat. So übersetzten die Reformatoren das Alte und Neue Testament in die jeweiligen Landessprachen. Sie stellten zudem die Predigt ins Zentrum der Liturgie. Wo sich der Protestantismus durchsetzte, erfuhren die Kirchen eine rasche Umgestaltung. Die Stuhlreihen wurden um neunzig Grad gedreht, sodass die Gläubigen nicht mehr auf den Altar blickten, sondern auf die Kanzel. Die Verkündung des Wortes rückte in den Mittelpunkt, während die priesterlichen Zeremonien bei der Erteilung der Sakramente an Bedeutung verloren. Die protestantischen Gemeinden führten Unterricht ein, in dem die Menschen anhand des Katechismus in Glaubensfragen unterwiesen worden. So trugen sie auch dazu bei, zahlreiche Menschen an abstrakte Gedanken zu gewöhnen, die sich im Alltag nur dem Naheliegenden widmeten. Anhand von Testamentsbestätigungen lässt sich zumindest für einige gemischtkonfessionelle Regionen Europas zeigen, dass protestantische Haushalte deutlich mehr Bücher besaßen als katholische. Diese Affinität für das Wort dürfte auch ein Grund dafür gewesen sein, dass viele humanistische Anhänger der alten Kirche, die während der Gegenreformation der Häresie beschuldigt wurden, Zuflucht bei den Protestanten suchten.

LUTHERS GEGNER

Die protestantische Lehre hat zweifellos die Verinnerlichung von Herrschaft befördert. Die Reformatoren richteten die Menschen jedoch nicht nur für den Markt zu, indem sie von ihnen Disziplin und Gehorsam verlangten, sondern erzogen sie auch zur Mündigkeit. Von alldem wollen Luthers Gegner nichts wissen. Sie interessieren sich weder für die Unterschiede, noch für die Gemeinsamkeiten zwischen Humanisten und Protestanten. Nach ihrer Erzählung, die an die Auffassungsgabe eines Vorschulkindes angepasst zu sein scheint, ist Luther der von Gott besessene Bad Guy, der die Menschen hasst, während Erasmus von Rotterdam zum freundlichen Schokoonkel verklärt wird. Besonders merkwürdig wird es, wenn antideutsche Linke plötzlich beginnen, dass Ablasssystem der katholischen Kirche zu retten, nur weil ihnen – verständlicherweise – der Antikatholizismus hierzulande zuwider ist. Oder wenn sie sich auf Max Weber berufen, um Luther zum Vater eines angeblich spezifisch deutschen Arbeitswahns zu erklären – völlig unbeeindruckt davon, dass der deutsche Soziologe den Ursprung der protestantischen Erwerbsethik explizit nicht bei den Lutheranern verortete, sondern bei den Vertretern calvinistischer Traditionslinien. So sind die Einlassungen der deutschen Linken zum Wittenberger Reformator leider oftmals nur wenig klüger als die Lobeshymnen der wenigen verbliebenen Fans auf Junker Jörg. Dabei könnte eine kritische Auseinandersetzung mit der Reformation interessante Erkenntnisse zu Tage fördern, etwa über die theologischen Ursprünge bürgerlicher Ideologie und ihre spezifische Form in Deutschland. Aber um solche Einsichten zu erlangen, müsste sich die Linke vorab von liebgewonnen Gewissheiten verabschieden. Davon ist sie derzeit weit entfernt. Sie macht stattdessen, was sie in den vergangenen Jahren meistens getan hat: Sie stößt, was fällt.

Harald-Jürgen Finke

Verwendete und weiterführende Literatur:

Knut Germar: Entsorgung eines Nationalhelden, *Bahamas* Nr. 77, 2017.

Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen.

Diarmaid MacCulloch: Die Reformation 1490–1700, München 2008.

Gerhard Stapelfeldt: Aufstieg und Fall des Individuums, Freiburg 2014.

Hugh Trevor-Roper: Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krise des 17. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1970.

Anmerkungen:

1 Den zweiten Vortrag hielt Knut Germar. Er ist unter dem Titel *Entsorgung eines Nationalhelden* in der *Bahamas* Nr. 77 abgedruckt und widmet sich der linken Luther-Kritik während des Reformationsjubiläums.

2 Arno Widmann: Der Islamismus des Christentums, *Frankfurter Rundschau*, 30. Oktober 2016.

3 Zum Vergleich: 2003 titelte der *Spiegel* noch: »Martin Luther – Abschied vom Mittelalter«.

4 Ralph Bollmann: Der Anti-Kapitalist, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 30. Oktober 2016.

5 Patrick Spät: Martin Luther, der Vater des Arbeitsfetischs, Onlineausgabe *Die Zeit*, 25. November 2016.

6 »Die Werke, gleichwie sie nicht gläubig machen, so machen sie auch nicht fromm; aber der Glaube, gleichwie er fromm macht, so macht er auch gute Werke.« (Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen.)

7 »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemanden untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.« (Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen.)

8 Nach Luther kann der Mensch zwar nichts tun, um die Erlösung zu erlangen. Aber er kann den aufrichtigen und unbeirrten Glauben an Gott bewahren. So wird die Versöhnung bei Luther zu einem geistigen Akt: »Nun sind diese und alle Gottesworte (im Neuen Testament, Anm. Finke) heilig, wahrhaftig, gerecht, friedsam, frei und aller Güte voll; darum, wer ihnen mit einem rechten Glauben anhängt, des Seele wird mit ihm vereinigt so ganz und gar, daß alle Tugenden des Wortes auch eigen werden der Seele und also durch den Glauben die Seele von dem Gotteswort heilig, gerecht, wahrhaftig, friedsam, frei und aller Güte voll, ein wahrhaftiges Kind Gottes wird, wie Johann. 1 sagt: ›Er hat ihnen gegeben, daß sie mögen Kinder Gottes werden, alle, die in seinem Namen glauben.‹« (Ebd.)

9 »So beweist z. B. das Gebot: ›Du sollst keine böse Begierde haben‹ (2. Mose 20, 17), dass wir allesamt Sünder sind und dass kein Mensch ohne böse Begierde zu sein vermag, er mag tun, was er will.« (Ebd.)

THE HOUSE DICTATORS

Wir dokumentieren ein Flugblatt, das die AG No Tears for Krauts Halle im Mai 2018 auf dem VL-Straßenfest verteilt hat.

Werte Besucher des VL-Straßenfestes,
an diesem Wochenende sollte hier eigentlich eine Band spielen, die allemal unterhaltsamer als der Langeweiler-Klamauk gewesen wäre, den Ihr heute Abend präsentiert bekommt. Bis vor wenigen Wochen war ein Auftritt der Band »The Love Dictators«, die den meisten von Euch unbekannt sein dürfte, fest eingeplant. Nun, er entgeht Euch leider, denn: Die Organisatoren des Straßenfestes haben die »Love Dictators« kurzerhand wieder ausgeladen. Die Begründung lautete wie folgt: *»Auf Grund frauenfeindlicher, sexistischer und gewaltverherrlichender Texte haben wir den Auftritt von THE LOVE DICTATORS abgesagt.«* Auch wenn sich im Nachhinein bei dem einen oder der anderen Verantwortlichen offenbar dann doch noch das letzte bisschen Restverstand meldete, denn die hanebüchene und blödsinnige Erklärung wurde bereits nach kurzer Zeit wieder von der Homepage gelöscht, blieb das Auftrittsverbot doch bestehen.

DIE BAND

Wer »The Love Dictators« schon einmal live erlebt hat, merkt schnell, dass man es nicht mit einem herkömmlichen Auftritt einer Band zu tun hat. Sie geben sich Künstlernamen wie »Sir Stanislove« und beschreiben ihre Musik mit »Propaganda Rap« und »Drill Instructor Beat«. Mit überspitzten martialischen Gesten, Fantasieuniformen und Texten, die die untergegangene Sowjetunion betrauern (die bald wieder groß sein und es dem fiesen Kapitalismus schon zeigen wird), bieten sie ihrem Publikum eine wunderbare Stalinismuspersiflage. Die Bandmitglieder treten als Kunstfiguren auf die Bühne und nehmen mit Travestieelementen unter anderem Anleihen an längst untergegangene Ikonen der Schwulenbewegung wie der schwedischen Popband »Army of Lovers«, deren Frontmann, wie »Mary O.D.« von den »Dictators«, mit geschminktem Gesicht, langen, wallenden Haaren, langem Mantel und Rüschenbluse auftrat. Die Band macht sich nicht nur über Osteuropaklischees lustig, wenn sie in schlechtem Englisch mit russischem Akzent machohafte Songtexte wie »De-Virginator«, »Baby, Touch My Disco Balls« oder »Show Me Your Sister« zum Besten gibt. Sie singen so überspitzt davon, dass sie die Größten sind, dass jedem, der auch nur halbwegs bei Verstand ist, klar sein müsste: Sie verspotten mit ihrer Show jene unangenehmen Typen mit fragwürdigem Frauenbild und übersteigertem Selbstbewusstsein, die der einen oder anderen zum »Aufriss« auserkorenen Frau schon mal einen ausgelassenen Partyabend vergällen können. Mit anderen Worten: Die Band ist damit nicht nur witziger als alle auf dem VL-Straßenfest auftretenden Bands zusammen, sondern vor allem: feministischer.

DIE HOUSE DICTATORS

Es muss schon eine Menge Dummheit und gewolltes Missverständnis im Spiel sein, wenn die Organisatoren des Straßenfestes die Texte einer Band für bare Münze nehmen, die rote Armbinden trägt, deren weißen Kreis kein Hakenkreuz, sondern ein schwarzes Herz ziert. Doch woher kommt das völlige Unverständnis für Ironie? Woher die Unfähigkeit, das Offensichtliche wahrzunehmen? Zunächst dürfte es einen Zusammenhang mit dem politischen Selbstverständnis der Hausbewohner geben. Auf der Suche nach ihrer Identität sind ihnen die selbst auferlegten Werte, für die ihr Hausprojekt steht, ins Blut übergegangen. Der nimmermüde Dreiklang – antifaschistisch, antirassistisch und antisexistisch – lässt eine Gedankenwelt entstehen, durch deren Filter die gesamte Umwelt wahrgenommen wird. Die durch diese Brille als feindlich betrachtete Gesellschaft, zu der sie sich in Opposition wähnen, wird daher als das komplette Gegenbild ihres kleinen alternativen Pippi-Langstrumpf-Kosmos' wahrgenommen. Um das eigene Tun als irgendwie sinnvoll und wichtig erscheinen zu lassen – wer begibt sich schon freiwillig jede Woche auf ein linkes Hausplenum –, *muss* die Welt da draußen schlichtweg faschistisch, rassistisch und sexistisch sein. Eben aus diesem individualpsychologischen Grund – es geht dabei um nicht weniger, als es mit sich selbst auszuhalten – suchen die Hausbewohner detektivisch nach derlei (vermeintlichen) Verfehlungen. Durch die hundertprozentige Identifikation mit dem, was in linken »Freiräumen« als »politischer Kampf« durchgeht, wird eine kritische Distanz zum eigenen Denken und Handeln verunmöglicht. Sich mal rauszunehmen, innezuhalten, zu überlegen, ob denn gängige Erklärungsmuster überhaupt noch stimmen oder vielleicht von der Realität längst überholt wurden – kurzum: die Fähigkeit zur Selbstreflexion auch hinsichtlich der eigenen politischen Arbeit –, das alles kann nicht ausgebildet werden, wo man eins mit seinem politischen Selbstbild ist. Die fehlende Distanz zur eigenen Praxis, die Unfähigkeit einfach auch mal über sich selbst zu lachen, sorgt nicht nur für die verbiesterte Humorlosigkeit, die in linken Szeneschuppen täglich am Tresen beobachtet werden kann. Sie ist auch ursächlich dafür, dass man alles, was man nicht kennt und was aus dem eigenen begrenzten Rahmen fällt, nicht verstehen *kann*. Dazu gehört auch eine Männerband, die sich – ohne in platitüdenhaftes Gestammel zu verfallen – über Mackertum lustig macht. So ist es fast schon folgerichtig, dass Menschen, die mit der lange antrainierten Unfähigkeit ausgestattet sind, einen Witz zu verstehen, der nicht explizit erklärt wird, dann fordern, über eine Band wie die »Love Dictators« einen Bannfluch auszusprechen. Frei nach dem autoritären Motto: Wenn es mir nicht gefällt, dann soll es auch kein anderer hören dürfen. Das Hausplenum der Ludwigstraße 37 beugte sich diesem Diktat der Betroffenheit und befindet sich damit in guter Gesellschaft. Denn exakt so funktioniert heute eine linke Auseinandersetzung: Irgendjemand fühlt sich von einer Aussage beleidigt, unwohl oder sonst irgendwie betroffen. Doch anstatt derlei übergriffige Ansinnen zurückzuweisen, ihnen mit dem besseren Argument entgegen zu treten oder sie unseretwegen auch auszulachen, sollen alle einstimmen. Gefühliges Gestammel schlägt das Argument, die persönliche Klatsche ist der Edeljoker beim Schnick-Schnack-Schnuck der linken Entscheidungsfindung.

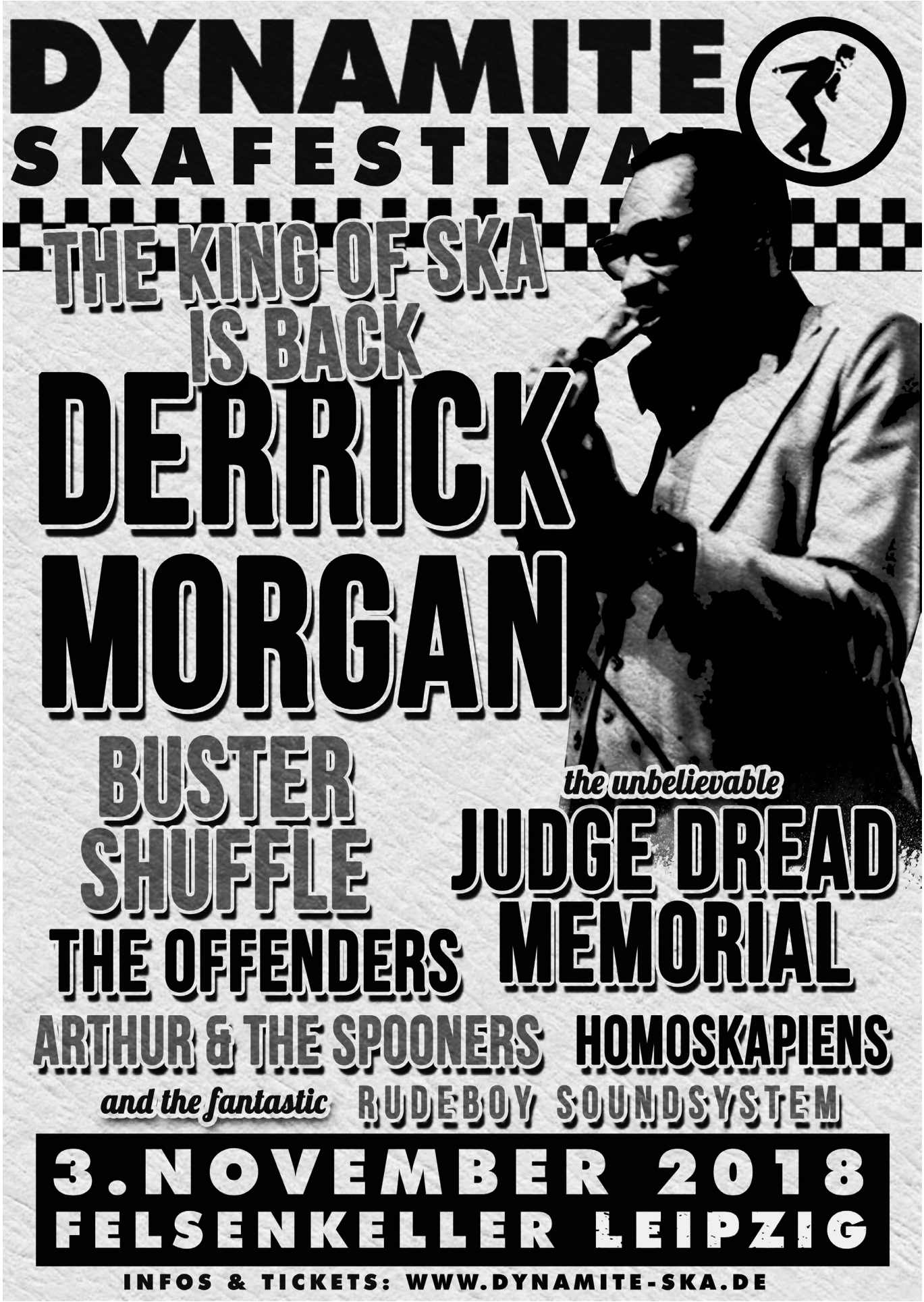
DER FREIRAUM

Doch es wäre zu kurz gegriffen, das Auftrittsverbot allein mit der psychischen Verfassung einzelner Aktivisten zu erklären. Eine Lachnummer als Begründung, die leider kein Aprilscherz war, kann nur in Strukturen verfasst worden sein, die diese Verblödung befördern, verstärken und mitverursachen – Strukturen, die in der linken Szene unter dem Schlagwort des Freiraums verhandelt werden. Bewohner linker Häuser wollen sich eine Insel schaffen, die frei von gesellschaftlicher Reglementierung und dem kapitalistischen Normalwahnsinn ist, dem sie oft selbst nicht gewachsen sind. Auf der Suche nach der wohligen Wärme der Gemeinschaft und einer besseren Welt wirken Hausprojekte wie die Ludwigstraße 37 wie Oasen in der Wüste. Allein: Das »Räderwerk, zu welchem sich das gesellschaftliche Gefüge verhärtet«, so erklärte Wolfgang Pohrt einen solchen Magnetismus in einem seiner frühen Aufsätze, treibt »die zermahlenden und ausgestoßenen Einzelnen in die suchtartige Verfallenheit an die Gruppe«. Das Problem ist dabei: Der vermeintliche Freiraum spiegelt selbst die Welt, vor der man zu fliehen hofft. Nochmal Pohrt dazu: »Die Flüchtlinge laufen exakt den Verhältnissen in die Arme, denen zu entkommen sie trachteten: stumpfsinnige Arbeit und Langeweile, Reglementierung und Kontrolle, Verdummung und Behinderung, Konformitätsdruck und Zankerei, Selbstpreisgabe des eigenen Verstandes und Unterwerfungsrituale als Preis dafür, geduldet zu werden. Der Unterschied ist nur, dass das, was sonst anonyme Instanzen und unpersönliche Kräfte den Menschen antun, sie in der Gruppe einander selbst zufügen.« Damit ist schon alles über die Strukturen in linken Häusern gesagt.

Gerade das Verbot der »Love Dictators« zeigt, wie weit die »Verdummung« und die »Selbstpreisgabe des eigenen Verstandes«, von der Wolfgang Pohrt schon in den 1980er Jahren sprach, in der Ludwigstraße fortgeschritten sind. Der Freiraum, in dem es sich Verbotsbefürworter wie -gegner so gemütlich eingerichtet haben, ist vor allem eins: frei von Vernunft, frei von eigenem Denken und vor allem: frei von Humor.

AG »No Tears for Krauts«
Mai 2018

Anzeige


DYNAMITE
SKAFESTIVAL
THE KING OF SKA
IS BACK
DERRICK
MORGAN
BUSTER
SHUFFLE
THE OFFENDERS
the unbelievable
JUDGE DREAD
MEMORIAL
ARTHUR & THE SPOONERS
HOMOSKAPIENS
and the fantastic
RUDEBOY SOUNDSYSTEM
3.NOVEMBER 2018
FELSENKELLER LEIPZIG
INFOS & TICKETS: WWW.DYNAMITE-SKA.DE

The same procedure … as every day.

WAHNSINN, KURIOSITÄTEN UND ERFREULICHES AUS DER PROVINZ.

Ein Kopftuch für Lolita

Kaum ein Fußballspiel kommt heutzutage ohne ein politisches Statement aus, das aufgrund der Popularität des Sports in die Welt posaunt wird. Mal ist es das obligatorische Banner für Fair Play, manchmal ein Transparent gegen Rassismus, und fast immer sind es Kinder, die an der Seite der Fußballstars einlaufen und neben Werbung für Sponsoren auch die Uns-gehört-die-Zukunft-Message verbreiten. So war es auch bei einem Freundschaftsspiel zwischen den beiden Erzrivalen England und Deutschland im vergangenen Jahr. Eines der sogenannten Einlaufkinder trug dabei ein Kopftuch. Wer einen Aufschrei der Verbände für Frauen- und Kinderrechte erwartet hatte, weil ein etwa zehnjähriges Mädchen ein Symbol der Unterdrückung trug und gleichermaßen als sexuelle Beute deklariert wurde, dessen angebliche Reize nur mit Verhüllung beizukommen sind, wurde wieder einmal enttäuscht. Einzig der Islamkritiker Hamed Abdel-Samad und der Rapper Koljah äußerten sich kritisch auf Facebook und bekamen im folgenden Shitstorm auf ihrem Profil den obligatorischen Rassismusvorwurf. Der Musiker wurde schließlich von Facebook wegen des angeblichen Verstoßes gegen die Gemeinschaftsstandards gesperrt. Weder Medien noch Gleichstellungsbeauftragte oder der Deutsche Fußballbund setzten sich mit Koljahs und Samads Kritik auseinander. Warum auch? Schließlich steht das Kopftuch für das deutsche Verständnis von Toleranz und kultureller Vielfalt und somit ganz im Dienste der Berliner Republik. Wer sich dagegen ausspricht, wird in eine Ecke mit Höcke, Poggenburg und Co. gestellt.

Wenn aber nicht über die Zumutungen islamischer Bräuche gesprochen werden soll, muss es andere Themen geben, an denen man sein Bedürfnis, Kinder zu schützen und Sexismus zu bekämpfen, ausleben kann. Der Frauenpolitische Runde Tisch in Halle sah seine Möglichkeit im November letzten Jahres während der Bürgerfragestunde im Stadtrat. Endlich hatte auch Halle seinen Sexismusskandal! Anlass für die Empörung gab den zwei Vertretern des in der hallischen Lokalität Weiberwirtschaft tagenden Frauenblocks ein Wandgemälde an einem Gymnasium in Halle-Neustadt. Einige Monate vor der Skandalisierung führte der Künstler Viktor Sobek für die hallische Freiraumgalerie einen Workshop mit 50 Schülern durch, in dem sie das Motiv für das Bild entwarfen: ein junges Mädchen mit einem forschen und trotzigen Blick. Elke Prinz, die Sprecherin des Frauentischs, erkannte in der Geste, im Schmollmund und im Blick des Mädchens einen Verführungsversuch, der – frei nach dem gleichnamigen Roman Vladimir Nabokovs – an Lolita erinnere. Unterstützung erfuhr die Expertin für Schlafzimmerblicke durch die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Halle, Susanne Wilders, die ebenfalls in der Pose des Mädchens einen lasziven Blick und ein zur Schau gestelltes Rollenbild erkannte, wie sie es in einem Interview auf TV Halle verlautbarte. Nachdem die Kritik am Gemälde öffentlich wurde, folgten die erwartbaren und gleichermaßen unangenehmen Kommentare durch den Volksmund auf den einschlägigen lokalen Webseiten, die in der Tat sexistisch und herabwürdigend waren. Etwas eigenwillig war die Rechtfertigung des Künstlers, der darauf hinwies, den Gesichtsausdruck des Mädchens doch bitte als »stolzen und geheimnisvollen Blick einer indianischen Kultur« zu deuten. Er verwies auf die angedeuteten Fahnen im Hintergrund des Wandbildes, die 28 verschiedene Nationen darstellen und sinnbildlich für die Multikulturalität der Schule stehen. Positiv hingegen war, dass zwischen dem Sexismusgeblöke des Frauenstammtischs, dem Geht-Häkeln-Geunke des Durchschnittshallensers und dem Multikultigeschwurbel des Künstlers der Schulleiter des Gymnasiums, Andreas Slowig, die Problematik auf den Punkt brachte: »Ich habe nichts gegen Kritik. Aber ich habe etwas dagegen, dass Vertretern solcher Verbände die wirklichen Probleme piepegal sind, sie hier aber Symbolpolitik betreiben.« (*Magdeburger Volksstimme*). In der *Mitteldeutschen Zeitung* benannte Slowig die Probleme genauer: »Wenn etwa Schülerinnen aus Migrantenfamilien immer wieder für Klassenfahrten und Ausflüge durch Väter oder Brüder abgemeldet würden. […] Zur Lösung solcher Nöte von Mädchen wäre die Hilfe und Kompetenz des Frauenpolitischen Tischs dringend nötig.«

Doch davon wollen Prinz, Wilders und die vielen Vereine sowie Frauentische nichts wissen. Zu unbequem wäre eine Auseinandersetzung mit den realen Problemen an Schulen, die von vielen islamisch sozialisierten Kindern besucht werden. Da kommt so ein harmloses Bild gerade recht, um die Zuwendungen durch das Land Sachsen-Anhalt zu rechtfertigen. Wenigstens wird der Schule endlich Unterstützung durch den Verein Courage e.V. Halle zugesagt, der dem Schulleiter und den Lehrern des Gymnasiums gern ein bisschen Nachhilfe in Sachen Sexismus geben und Seminare in der Schule veranstalten möchte, die sich kritisch mit sexistischer Werbung auseinandersetzen. Der einzige Weg, um diesen Dienst herumzukommen, wäre, der vermeintlichen Lolita ein Kopftuch zu verpassen. Keine Prinz der Welt würde darin ein Problem sehen, wie das oben genannte Beispiel beim Fußballländerspiel zeigt. Im Gegenteil: Durch die Verhüllung des Schmollmundes und anderer zugeschriebener Reize könnte man den Andrang masturbierender Böcke vor der Schule vielleicht eindämmen und Frauentisch sowie Künstler mit einem toleranten und multikulturellen Kompromiss zufriedenstellen. Bis auf den Schulleiter wären damit auch alle glücklich. **[flp]**

Der kleine Akkordeonist

Das Akkordeon ist ein sonderbares Instrument. In deutschen Musikschulen erfreut es sich zwar großer Beliebtheit, außerhalb dieser wird es jedoch fast nur von Straßenmusikanten und volkstümlichen Liedermachern gespielt. Nicht zuletzt Quetschenpaua ist Beweis dafür, dass das Schifferklavier zu Recht als Schmuddelkind unter den Musikinstrumenten gilt.

Das jährlich in Halle stattfindende global music festival – akkordeon akut! setzt es sich deshalb zum Ziel, den schlechten Ruf des Instruments aufzupolieren und die Vielfalt des Akkordeonspiels hörbar zu machen. Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten, nicht aber über den virulenten Drang der Festivalveranstalter, jeder Darbietung von Kunst einen politischen Gehalt einzuimpfen. Es ruft zwangsläufig Unbehagen hervor, wenn der »ungeplante Schwerpunkt«, wie die Veranstalter im September 2017 auf ihrer Website ankündigten, »Fragen des Zusammenlebens, des respektvollen individuellen Umgangs miteinander« betrifft. Volkspädagogisch bezog man Position gegen hate speech und fake news, artikulierte aber auch die Furcht vor dem Zerfall der »Gesellschaft in rivalisierende Kleingruppen«. Gemeint waren damit allerdings nicht politische Kämpfe mafiös organisierter, krimineller Vereinigungen, sondern »Oben und Unten«. Also alles im linken Lot.

Oberbürgermeister Bernd Wiegand erklärte in seinem Grußwort, die »globale Verbreitung« des Instruments zeige sich – so kultursensibel ist das Akkordeon – »in sehr verschiedenen Spielarten«; etwa dann, wenn es den »argentinischen Tango« bereichere. Doch mit lateinamerikanischer Folklore ist es nicht getan. Der Einfallsreichtum der Veranstalter kennt keine Grenzen: So kündigten sie die Wir-spielen-bei-jeder-linken-Großdemo-Band Rainer von Vielen oder den Musikkabarettisten Andreas Rebers an. Letzterer liefere »tanzbare Kapitalismuskritik« gegen »Doofheit und politische Manipulation« und steht bisweilen mit weder lustigen noch kritischen linken Volkstribunen à la Urban Priol auf deutschen Kabarettbühnen.

Headliner des letztjährigen Festivals war jedoch eine italienische Formation unter Leitung von Riccardo Tesi mit ihrem Programm Bella Ciao. Die Neuauflage eines in den 1960ern entworfenen Zyklus aus alten Arbeiter- und Partisanenliedern stellte zweifellos ein künstlerisches, vor allem aber ein ideologisches Highlight dar. Ungeachtet dessen, dass der Propaganda durch pathetische Arbeiterkampflieder kein Erfolg zu wünschen ist, hätten sich Kommunisten des vorigen Jahrhunderts zurecht dagegen gewehrt, dass ihnen nachträglich »Botschaften von Freiheit, Frieden und Bürgerrechten […] in unserer globalisierten Welt« angedichtet werden, wie es die Organisatoren des Festivals taten. Für die Besucher, welche, angesichts der Eintrittspreise von bis zu 34 Euro, wohl weniger der Arbeiter- als einer sich links fühlenden und gebenden Mittelschicht angehörten, bot sich so die willkommene Chance, sich ihren revolutionsromantischen Phantasmen zu überlassen.

Um es dem Publikum zu erleichtern, auf der Welle des Widerstands mitzureiten, wies man in der Ankündigung auf den Skandal hin, den die Uraufführung des Originalzyklus' beim Festival Dei Due Mondi 1964 provozierte: Das konservative Bürgertum empörte sich damals so sehr ob der Inhalte, dass der künstlerische Leiter des Festivals zurücktreten musste und ein Sänger sogar des Landesverrats angeklagt wurde. Glücklicherweise kam es im Jahr 2017 zu keinen vergleichbaren Reaktionen. Die Einheitsfront der besserverdienenden Fair-Trade-Revolutionäre ging zufrieden nach Hause und auch die künstlerische Leitung der akkordeongestützten Weltoffenheitsinitiative durfte ungehindert weiterarbeiten. Dem subjektiven Gefühl der Gäste, nicht etwa Aushängeschild, sondern Gegner der heutigen Staatsräson zu sein, tat dies gewiss keinen Abbruch. **[pse]**

Ärmel hoch im Straßenverkehr

Kaum etwas sagt mehr über die Asozialität ostdeutscher Gesinnung aus, als der Umgang mit vermeintlichen oder tatsächlichen Regelübertretern. Besonders asozial reagieren Zonenbewohner bei Vergehen im Straßenverkehr. Wer schon einmal im Osten mit dem Fahrrad den Fußweg nutzte, ist vielleicht in Kontakt mit – oft älteren – Männern getreten, die einem

unumwunden Vernichtungswünsche entgegenbrüllen. Einige Autofahrer treten erst recht aufs Gaspedal, kommt ihnen ein Fahrradfahrer in einer Einbahnstraße entgegen. Und wenn eine Ampel bei dunkelgelb oder eine durchgezogene Fahrbahnlinie überfahren wird, reizt das einige Verkehrsteilnehmer so sehr, dass sie den Verkehrssünder an der nächsten Ampel selbst zur Rechenschaft ziehen wollen.

Mitte November des vergangenen Jahres wurde bekannt, dass ein besonders engagierter Regelschützer die Ärmel hochkrempelte und vermeintliche Falschparker auf seine Weise bestrafte. Er zerstach in Halles Innenstadt einem Auto sämtliche Reifen. Der Täter hinterließ am Fahrzeug einen Aufkleber mit der Aufschrift, man solle nicht auf Fußwegen parken. Bei weiteren Autos beließ es der Aktivbürger, der von Augenzeugen als ein 50-jähriger Mann beschrieben wurde, bei einer schriftlichen Verwarnung und brachte lediglich die Aufkleber an. Wahrscheinlich beschwingt von der erfolgreichen Selbstjustiz gab sich der ehrenamtliche Mitarbeiter des Ordnungsamtes mit dieser einen Aktion nicht zufrieden. Da er nur einen Autofahrer deutlich darauf hingewiesen hatte, was passiert, wenn man sich nicht an die Regeln hält, wurde vermutlich derselbe Täter am Folgetag erneut aktiv. Dieses Mal zerstach er sage und schreibe 21 Reifen an insgesamt 10 angeblich falsch parkenden Fahrzeugen. So regelt man das halt im Osten. **[are]**

Connewitz geht wählen

»Staat, Nation, Kapital – Scheiße!« Diese allseits bekannte Parole, die sich irgendwo zwischen AJZ-Toilettenlyrik und inhaltsleerer Demoplattitüde bewegt, gilt in Connewitz ungebrochen als Kiezräson. Ähnlich wie Kirchgänger die Trinität als Säule ihres Glaubens beschwören, muss sich die linksradikale Szene in Leipzigs Süden täglich aufs Neue ihrer Ablehnung dessen versichern, was im Szenejargon gerne als »Verhältnisse« zusammengeschmissen wird. Deshalb begegnet man diesem und ähnlichen Aussprüchen auf den Straßen von Connewitz fast so häufig wie Kronkorken, Zigarettenstummeln und umherstreifenden Hunden.

Eine Prozession von Anhängern der linken Dreifaltigkeit ließ sich an einem Sonntag im September letzten Jahres beobachten. Aufgeplusterte Sportgruppenantifas, Crustpunks mit allerlei Anarchiesymbolen, mehreren Hunden pro Person und einer beachtlichen Menge Sternburg Export als Wegration sowie alle übrigen Gestalten des Connewitzer Klüngels strömten in eine Richtung. Entgegen aller naheliegenden Vermutungen versammelte man sich jedoch nicht, weil sich eine Handvoll Neonazis in den Kiez verirrt hatten oder die Polizei einen Wagenplatz räumen wollte, dessen Feuertonne gegen Brandschutzauflagen verstieß. Stattdessen traten die selbsterklärten Gegner von Staat, Nation und Kapital in bester staatsbürgerlicher Manier den Weg zum nächstgelegenen Wahllokal an. Die Dichte von Aufnähern, Politbuttons, Shirts sowie sonstiger Ober- und Untertrikotage, die ihre Träger als Feinde des Status quo auswies, während sie sich als aufrechte Demokraten bewährten, ließ leicht glauben, in einem Monty Python-Sketch gelandet zu sein.

Mit der Gegnerschaft zum Staat – auch liebevoll »das Schweinesystem« genannt – nimmt man es unter radikalen Linken in Leipzig ohnehin nicht so genau. Der Kampf gegen »Rechts« bzw. alles und jeden, der für wackere Antifas irgendwie als Nazi durchgeht, ist nicht nur das liebste Hobby der Szene, sondern auch Staatsräson der Berliner Republik. Selbstverständlich ist das Leben in Sachsen jenseits urbaner Inseln nicht sonderlich schön. Besonders für Menschen, die in der Dorf- oder Kleinstadtgemeinschaft anecken, kann es zu einem regelrechten Spießrutenlauf werden. Wer allerdings glaubt, dass eine beherzte Stimmabgabe irgendetwas an den Scheußlichkeiten auf dem platten Land ändert, verweigert sich der Realität. Den durchschnittlichen AfD-Wähler zwischen Delitzsch und Görlitz wird es wohl wenig beeindrucken, dass das ihm sowieso verhasste Connewitz weiterhin »rot« wählt. Gleichzeitig steht derzeit nicht die Machtübernahme der AfD über den Szenekiez bevor. So wenig relevant die Wahlergebnisse des Leipziger Südens also sind, so wenig hat die szeneinterne Selbstverpflichtung zum antifaschistischen Wählen überhaupt Einfluss auf diese – selbst dann, wenn ihr alle Angesprochenen folgen würden, fielen sie kaum ins Gewicht. Der Gang zur Urne erfüllt für die angeblichen Staatsfeinde einen ganz anderen Zweck: Er dient ihnen als moralische Selbstversicherung, besser gehandelt zu haben als jene, die ihre Stimme einfach nicht abgaben. **[dab]**

Der Azubiflüsterer

Halle hat einen neuen Preisträger. Ein lokales Friseurunternehmen gewann den Wettbewerb »Beste Arbeitgeber in Sachsen-Anhalt«. Ausgerichtet wurde der Landeswettbewerb vom Ministerium für Arbeit, Soziales und Integration in Zusammenarbeit mit »Great Place to Work«, einem Unternehmen, das Arbeitgeber bei der Gestaltung eines attraktiven Arbeitsplatzes berät. Zur Auszeichnung gratulierte herzlichst Thomas Keindorf, seines Zeichens Landtagsabgeordneter der CDU und Präsident der Handwerkskammer Halle. Er freute sich: »Neben Innovation, Loyalität, Wertschöpfung und Offenheit zeichnet sich das Unternehmen dadurch aus, dass die Bedürfnisse der Mitarbeiter und Auszubildenden in den Mittelpunkt gestellt werden«.

Heißt das etwa, dass man bei diesem Friseur einen Lohn erhält, von dem es sich leben lässt? Vielleicht sogar schon während der Ausbildung? Bekanntermaßen hat man in dieser Zeit trotz Vollzeitjob oft kaum Geld zur Verfügung. In Westdeutschland lag das Durchschnittsgehalt von Friseurlehrlingen 2017 bei gerademal 522 Euro – im Osten fällt es häufig noch deutlich geringer aus, mancher Azubi arbeitet für weniger als 200 Euro monatlich. Dem Azubiflüsterer Keindorf ging es allerdings gar nicht darum, wie viel das ausgezeichnete Unternehmen zahlt. Ihm gilt es nicht als »Bedürfnis der Auszubildenden«, mehr als nur ein Taschengeld für die tägliche Schinderei zu bekommen. Denn er fuhr fort: »Die Persönlichkeit eines Unternehmers fällt auch bei der Entscheidung junger Menschen für eine Berufsausbildung stärker ins Gewicht, als es die politischen Debatten über einen staatlich verordneten Ausbildungs-Mindestlohn suggerieren.« Ein attraktives Arbeitsumfeld dient dem Handwerkslobbyisten dazu, die Kritik an der gemeinhin schlechten Bezahlung von Lehrlingen wegzufrisieren – natürlich ganz in deren Interesse. Wenn es um Ausbeutung und ihre Rechtfertigung geht, hält man in der Provinz überraschend gut mit dem Zeitgeist mit.

Rundum nachvollziehbar ist es, dass junge Menschen ihre Ausbildung in einem Betrieb absolvieren möchten, in dem ein angenehmes Klima herrscht, sie ernst genommen werden und wirklich etwas lernen. Wir sind uns aber sicher, dass sich die Auszubildenden nicht nur für die Persönlichkeit ihres Chefs interessieren, sondern wesentlich für ihr Gehalt. Gegen eine Ausweitung des Mindestlohnes auf die Ausbildungszeit hätten sie gewiss nichts einzuwenden. Deshalb, lieber Herr Keindorf, achten Sie beim nächsten Friseurbesuch besser darauf, nicht an einen Lehrling zu geraten, der Ihnen aus Loyalität zu seinen Azubikollegen die Haare besonders schön schneidet. **[pse]**

Martin-Antisemit-Ring

Um es vorwegzunehmen: Über die Partei für Arbeit, Rechtsstaat, Tierschutz, Elitenförderung und basisdemokratische Initiative (die PARTEI) wurde schon fast alles gesagt (vgl. *Bahamas*, Nr. 77). Was sie unter Satire versteht, ist eine Melange aus Kleinkindhumor und Witzen, die unter die Gürtellinie gehen. Die PARTEI, die aus der Zeitschrift *Titanic* hervorgegangen ist, steht derzeit mehr für das neue Deutschland als irgendeine andere Partei: Dem Islam wird viel Verständnis entgegengebracht, und die größten Feinde sind Nazis, gegen die man Mordphantasien plakatiert – auf Wahlplakaten lautete es: »Hier könnte ein Nazi hängen« – und dafür vom linken Mainstream beklatscht wird. Auch die hallische Ortsgruppe steht dem in nichts nach. Antisemiten erkennen sie nur, wenn der Stempel ganz groß aufgedruckt wurde. Im vergangenen Sommer protestierten sie etwa mit dem Nachwuchs anderer Parteien (Jusos, SDS.Die Linke) gegen ein Konzert der Söhne Mannheims in Halle. Die deutschen Sprechsänger, deren Frontmann Xavier Naidoo schon lange für verschwörungstheoretische und antisemitische Texte bekannt ist, und der offen mit Reichsbürgern sympathisiert, hatten kurz zuvor den Song Marionetten veröffentlicht, für den sie öffentlich heftig kritisiert wurden. Daran schlossen die PARTEI-Satiriker an, demonstrierten gegen das Konzert in Halle und benannten Mannheims Söhne als Antisemiten. Geht es jedoch um Israel, will man nirgends Judenhass erkennen können.

Anlässlich des Reformationsjubiläums reichte die Leipziger PARTEI-Sektion eine Petition ein, die forderte, den Straßennamen des Martin-Luther-Rings in Martin-Sonneborn-Ring zu ändern. Als Grund wurde Luthers Haltung zu den Juden genannt. Die hallische PARTEI warb auf Facebook dafür, die Petition zu unterschreiben. Eine Nutzerin kommentierte den Appell: »Wieso? Es ändert sich doch wenig, wenn man sich Sonneborns Reaktion auf Gabriels Israelbesuch ansieht. Bleibt doch Martin-Antisemit-Ring«, und spielte damit auf Sonneborns Kommentar zum Treffen Gabriels mit zwei NGOs in Israel an, die sich mit ihrer Arbeit gegen den Staat verschrieben haben. Zur Erinnerung: »Lustig, zum ersten Mal sind meine Sympathien fast überwiegend auf Sigm. Gabriels Seite… Ich würde Netanjahu mit ein paar Planierraupen besuchen, ihm das Wasser abstellen und ihn ein bisschen anderweitig demütigen«, schrieb Sonneborn. Die PARTEI-Vertreter aus Halle verteidigten ihren großen Vorsitzenden auf Facebook bei diesem Thema ganz unsatirisch, und pochten auf ihr Menschenrecht, Israel kritisieren zu dürfen. Was sie unter Kritik verstehen – neben Sonneborns Wunsch, Israel plattzuwalzen –, führten die Hallenser mit Vorliebe für graue Anzüge gleich vor. Ihre Einlassungen bestanden aus Beschimpfungen (»Arschgeigen der Hamas«, »›Bibi‹ ist ein Trottel«) und dem Abwiegeln, dass beide Seiten nicht dufte seien, da man we-

der eine »rechte Regierung« in Israel, noch die Hamas bzw. Fatah möge. Viel macht die selbsternannte Kritik nicht aus, werden doch nur Zu- und Abneigungen ins Feld geführt. Eine geschmäcklerische Sympathiebekundung (»dem schönen Staat Israel und seinen wunderbaren Bewohnern gehört unsere ganze Sympathie und Unterstützung«) durfte nicht fehlen, denn die PARTEI steht natürlich an der Seite des israelischen Volkes – auch wenn es mehrheitlich eine »rechte Regierung« gewählt hat, die man nicht leiden kann. Bevor das Statement mit einem jüdischen Witze endete – so billig will man demonstrieren, auf der Seite der Guten zu stehen –, wurde noch auf Jitzchak Rabin verwiesen, der nicht von einem »bösen Araber«, sondern »von einem rechtsextremen Bürger Israels« getötet wurde. Die Israelkritik der PARTEI ordnet sich in ihren Kampf gegen Rechts ein, und dagegen kann ja niemand etwas haben. Mit ihrer Positionierung schwimmen die hallischen PARTEI-Mitglieder ganz oben auf der (nicht nur) deutschen Welle. Israelkritisch zu sein, ist so sehr in Mode, dass der Duden das Wort 2017 aufnahm. Ein Novum, findet man doch für kein anderes Land der Welt ein Pendant im deutschen Wörterbuch. **[finow]**

Kleingeisterei

Keine Frage: Wir leben in gruseligen Zeiten. Die epidemische Tendenz, dass sich niemand mehr selbst ernst nehmen will, berechtigt zur Sorge. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür war eine »antifaschistische Kostüm-Demo«, die am 31. Oktober 2017 in Leipzig stattfand. Unter dem Namen »Welcome to Helloween – Faschist*innen das Fürchten lehren!« mobilisierte die dortige Gruppe Antifaschistische Herzigkeit – ihr Name ist selbst Ausdruck der zunehmenden Verkitschung von Antifa – »alle kleinen und großen Geister, alle Spukgeplagten und alle Mutigen« zur »bunte[n] Bambule«. Nicht ganz zufällig dürfte der Name des lustigen Umzugs an den der Anti-G20-Demonstration »Welcome to Hell« angelehnt sein. Die Szene-Selbstreferenz demonstriert die eigene Nähe zu Kulturindustrie und PR-Agenturen, die weit über das Verwursten des Halloween-Festes hinausgeht. Gegenüber diesem Marketingvorteil offensichtlich nachrangig war die Frage, ob man für eine als »kinderfreundlich« betitelte Veranstaltung wirklich Anleihen bei einem militanten Exzess nehmen sollte. Ihre große Sorge um das Wohl der Sprösslinge bewiesen die Organisatoren allerdings durch die Bitte an alle Teilnehmer, die »kleinen Geisterlein« durch »schaurige Kostüme und Gruselschminke […] nicht allzu sehr zu erschrecken.« Auf die Idee, dass es für Kinder möglicherweise viel erschreckender sein könnte, nachts inmitten eines im Gleichklang stumpfe Parolen grölenden Mobs unterwegs zu sein, kamen sie hingegen nicht. Schließlich können die Kleinen nicht früh genug lernen, wie sich aus jedem Anlass für eine private Feier auch ein politisches Happening machen lässt. Neben dem Spaß unter Freunden bietet es nämlich obendrein ein gutes Gewissen.

Doch nicht nur für Kinder drohte der Abend ein schlimmer zu werden. Der Aufruf zum antifaschistischen Gespensterjagen eignete sich weniger, »völkische[n] Geister[n] das Fürchten [zu] lehren« als vielmehr seinen Lesern. Einerseits kann das Anliegen der Gruppe, die »höllischen Zustände hier auf Erden« zu ändern, ja doch nicht so wichtig sein, wenn man den Text auf Facebook mit zahlreichen witzigen Geister- und Teufel-Emojis versieht. Andererseits ergeben die Icons mehr Sinn als das Leipziger Antifa-Allerlei. So wollte man »gruseln und spuken und menschenfeindliche Ideologien in das Geisterreich verbannen, in das sie gehören.« Ideologien sollen also nicht mehr, wie bei fast jeder Antifa-Demonstration gefordert wird, nur »raus aus den Köpfen«, sondern gleich ins Jenseits befördert werden. Währenddessen dürfen ihre realen Bedingungen, um die es im Text natürlich mit keinem Wort ging, wie immer gerne bestehen bleiben. Das ist nur zu verstehen, wenn man bedenkt, dass »faschistische Einstellungsmuster mit den Ketten rasseln« – man kennt sie, die mit schweren Stahlketten rasselnden Einstellungsmuster. Zu klären wäre indes, ob es heute auch noch Einstellungen gibt, die ohne Muster zu Rande kommen dürfen.

Weiterhin wollten die Verfasser nicht zu konkret werden und »kein Standardbild der Hölle zeichnen, denn was uns Angst bereitet, ist genauso verschieden wie wir selber« – nur um dann doch einige abgedroschene Beispiele à la Naziaufmarsch und Abschiebung aneinanderzureihen. So schön lässt sich der Unwille verpacken, ein wenig den eigenen Kopf anzustrengen, um die Verhältnisse auf den Begriff zu bringen. Obwohl die Autoren nichts von ihnen verstehen, nahmen sie »diese realen Gefahren ernst«. Gleichzeitig stellten sie fest: »Eine Hölle gibt es aber, die wollen wir nicht ernst nehmen.« Welche? »Alte und neue Faschist*innen spinnen sie herbei.« In Leipzig ist es scheinbar Usus, dass Dinge anfangen zu existieren, wenn sie sich nur genug Leute einbilden – die Welt als Wille und Vorstellung.

Unter diesen Umständen wäre den Organisatoren in erster Linie zu empfehlen, sich selbst als vernunftbegabte Individuen vorzustellen, statt mit »Bäuchen voller Süßigkeiten […] unseren heiß geliebten kleinen Geist der Albernheit [zu] pflegen.« Dann hätten sie bemerkt, dass diese Formulierung nicht nur ein niedliches Spukgespenst, das gerne rumalbert und einen liebenswürdigen, zur Albernheit neigenden Teil der Psyche beschreiben kann, sondern noch etwas Drittes: alberne, kleingeistige Verfasser. Glücklicherweise interessierte geistiges Vermögen keinen der Demonstrationsteilnehmer. Die meisten von ihnen waren wohl gekommen, um einige der angekündigten Bonbons abzugreifen. Vielleicht überzeugten sie aber auch die zahlreichen Optionen, was man alles zur Schau stellen konnte: »Bringt eure gruseligsten Kostüme mit, funkelnde Laternen und gruselige Schilder. Sagt euren Freund*innen Bescheid und stimmt in schaurig-mutige Parolen ein.« Daran, dass die Schilder gruselig und die Parolen schaurig werden würden, konnte schon vor der Demonstration niemand zweifeln. **[pse]**

Was macht eigentlich die Brigade Halle Saale?

Als die Hogesa-Aufmärsche (Hooligans gegen Salafisten) vor vier Jahren stattfanden, war auch die Ackerfraktion des Halleschen Fußballprovinzklubs vertreten, um gegen die Bedrohung durch Salafisten anzutrinken. Erstmalig trug eine Gruppe ostdeutscher Rummelfaschos hier ein Shirt mit der Aufschrift »Brigade Halle Saale« zur Schau. Es handelte sich dabei um einen Zusammenschluss von Neo-Nazis und Alkoholikern. Heimisch sind sie im Plattenbauviertel Silberhöhe, wo überwiegend abgehängte und desillusionierte Menschen leben. Ihre Freizeitaktivitäten beschränken sich auf das Tyrannisieren von Romafamilien sowie das Sichten und Vernichten von billigem Fusel. Für dort lebende Menschen ging ein enormes Gefahrenpotential von der Schläger- und Säuferrotte aus. In ihrem deliriös bedingten Größenwahn unternahmen sie sogar den Versuch, sich zu organisieren und torkelten kontaktfreudig auf Nazi-Demonstrationen herum. Darüber hinaus wollten sie eigene Aufmärsche veranstalten, scheiterten aber meist daran, dass nicht genügend Ordner aufgebracht werden konnten, die der Auflage einer vorgeschriebenen Promillegrenze von Nullkommanichts nachkamen. Es wurden Demonstrationen oder Aktionen von ihnen angekündigt, die nie stattfanden oder kurz darauf wieder abgesagt wurden. Nur eine Bootsfahrt auf dem Mittelmeer hätte den Auftritt der Strategen aus der Platte in Sachen Lächerlichkeit übertreffen können.

Der 1. Mai 2017 in Halle bedeutete das endgültige Aus für die Brigade, denn hier bekamen sie trotz martialischer Ankündigungen im Internet gar nichts auf die Reihe. Zugegebenermaßen traf das auf jeden Kameraden zu, der an diesem Tag in Halle dem Arbeiterkampftag zu frönen gedachte. Besonders peinlich war es jedoch, am frühen Morgen so betrunken zu sein, dass der Weg zum Versammlungsort für die Mehrheit der Brigade-Anhänger ein unüberwindbares Hindernis zu sein schien. Nach diesem Debakel wurde es ruhig um die Brigade. Die Internetpräsenz nahm ab. Sogar die Antifas fanden plötzlich die sogenannten Nazi-Hipster von der Identitären Bewegung viel interessanter, so dass die Aufmerksamkeit für die Ein-Zahn-Kein-Zahn-Fraktion aus der Silberhöhe spürbar nachließ.

Zurzeit lassen sich kaum Lebenszeichen wahrnehmen. Durchforstet man die Internetseite *Du bist Halle* und achtet zugleich auf Signalwörter wie »rassistisch« und »betrunken«, dann lassen sich noch Beweise für ihre Existenz finden. So geschehen im letzten Jahr am 15. August, als zwei Brigadisten im Alter von 19 und 39 Jahren andere Menschen ausländerfeindlich beschimpften, mehrfach »Sieg Heil« brüllten und dabei Autos beschädigten. Beide Personen hatten gruppenspezifische Alkoholwerte von 2,5 und 4,8 Promille. Ein zweiter Frühling der Saufbrigade ist derzeit nicht zu erwarten. Von daher wünschen wir ihren Lebern: Rest in pieces! **[flp]**

V.i.S.d.P.: P. Finow, An der Magistrale 89, 06124 Halle (Saale), Kontakt: redaktion.tristesse@gmail.com